Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Leyssohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig. Berlin, 16. März 1885.

Nr. 11. IX. Jahrg.

Inhalt. Sonntags-Telegramme. — Informationen. — Politische Wochenschau. Von Arthur Leyssohn. — Vom europäischen Getreidemarkt. Von Max Neustädter. — Anregungen: Zur Reform der Gymnasien. Von Otto Neumann-Hofer. — Randbemerkungen zum preußischen Kunstetat. Von Bruno Meyer. — Zum Bach-Jubiläum. Von Dr. Paul Marsop. — Friedrich Hebbel über Richard Wagner. Von Oskar Blumenthal. — Walther Gottheil †. Ein Nachruf von Hermann Sudermann. — Musikalische Glossen. Von Alexander Moszkowski: Sakuntala in der Philharmonie. — Bei den Heiligen am Salzsee. Von W. Wolf: Brigham Young. — Hat Sie Recht? Von Auguste Montag. — Et cetera.

Abonnementspreis 2 Mk. 50 Pf. pro Quartal. — Insertionspreis pro Zeile 40 Pf. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Sonntags-Telegramme.

Am. Wien, 15. März, 10 Uhr Vormittags. Laut einem Beschluß des parlamentarischen Ausschusses wird das Sozialistengesetz bis zur nächsten Session vertagt, dagegen sollen jene Bestimmungen desselben, welche die anarchistischen Delikte den Geschworenen entziehen, herausgenommen und jetzt bereits als selbstständiges Gesetz erledigt werden. Bei dem hier verhafteten Schwindler Mirza Hassan wurden zahlreiche gefälschte Ordensfirmane vorgefunden. Sehr viele amtlich bereits publizirte Ordensverleihungen müssen annullirt werden. Der Genosse des verhafteten Persers Mirza Hassan, der Beamte Jsetitsch, wendete sich nach Deutschland. Mehrere andere Personen dürften bei dieser Schwindelaffaire kompromittirt erscheinen.

W.T.B. **Rom**, 14. März. Der König hat heute die goldene Medaille entgegengenommen, welche der Ministerrath ihm wegen seines hochherzigen Verhaltens während der Choleraepidemie zu überreichen beschloß.

W. T. B. **Alexandrien**, 14. März. (Telegramm des „Reuterschen Büreaus".) Zebehr Pascha ist heute hier auf Anordnung der englischen Militärbehörden verhaftet und an Bord des englischen Aviso „Iris" gebracht worden, welcher alsbald den Befehl zur Abfahrt erhielt. Der Bestimmungsort des Aviso „Iris" ist nicht bekannt.

W. T. B. **Alexandrien**, 14. März. (Telegramm des „Reuterschen Büreaus".) Die Verhaftung Zebehr Paschas soll durch den dringenden Verdacht, daß er mit dem Machdi Verbindungen unterhalten habe, veranlaßt worden sein.

S. **Frankfurt a. M.**, 15. März, 12 Uhr 50 Min. (Sonntagsbörse.) Kredit 257, Diskonto-Kommandit 203, Staatsbahn 252,50, Lombarden 114,50, Galizier 220,50, Ung. Rente 81,50, 60er Russen 91,62, Egypter 68,01, Gotthard 109,12. Günstig.

W. T. B. **Wien**, 15. März. Privatverkehr. Ungarische Kreditaktien 310,50, österreich. Kreditaktien 301,90, Franzosen 206,70, Lombarden 139,50, Galizier 267,20, Elbtalbahn 178,50, österr. Papierrente 86,30, 4proz. österr. Goldrente 106,35, 5proz. ungar. Papierrente 96,95, 4prozent. bo. Goldrente 96,85, Marknoten 60,57, Napoleons 9,50½, Wiener Bankverein 107,50, Nordbahn —,—. Schwach.

□ Politische Wochenschau.

Von **Arthur Leyssohn.**

Wenn man die wunderbare Schlagfertigkeit erkennen und recht würdigen will, über welche Fürst Bismarck im parlamentarischen Wortkampf verfügt, so hat man nur aufmerksamen Auges die beiden großen Reden zu lesen, welche er in den letzten Tagen der verflossenen Woche zu Gunsten der Dampfersubventions-Vorlage gehalten hat. Der merkwürdige Scharfblick im Erspähen der Blößen des Gegners oder jener Seiten desselben, welche doch mit einiger Kunst für Blößen ausgegeben werden können, grenzt geradezu ans Fabelhafte. Im Feuer der Rede macht der Kanzler, wenn auch nicht stets überzeugend aber doch immer auf Momente mit sich fortreißend, wie der Franzose zu sagen pflegt: „flèche de tout bois", d. h. es kommt dem gigantischen Redner nicht immer auf die Qualität seiner Gründe, nicht immer auf die Folgerichtigkeit seiner Schlüsse, nicht immer auf die Konsequenz seiner Ausführungen an, wenn es ihm nur gelingt, den Gegner zu überraschen, in seinen Positionen zu erschüttern und so jenen Einfluß des geistig Stärkeren auf ihn zu gewinnen, der ja in allen irdischen Dingen stets den Sieg zu entscheiden pflegt.

Ich möchte dabei auf das schon oft wiederholte Klagelied des Reichskanzlers, das sich diesmal zu dem poetisch-mythologischen Gleichniß von Baldur und Loki ausgestaltete, weniger Gewicht legen, als es die gouvernementale Presse thut, welche nun dieses Leitmotiv durch alle Tonarten parlamentarischer und unparlamentarischer Redeweise hindurchjagt. Denn Fürst Bismarck hat schon zu oft und schon bei zu kleinen Anläßen von diesem Mollakkord Gebrauch gemacht, der stets mit der Dissonanz schließt, die Vertretung des deutschen Volkes im Parlament sei von der ihr ursprünglich eigenen Verpflichtung abgewichen, als das einigende Element im Bau des neuen Reiches zu wirken. In der That läßt es sich nicht leugnen, daß seit der Abkehr des Kanzlers von den Grundsätzen, die er seit dem Frankfurter Frieden, und schon vorher, gemeinsam mit Delbrück verfolgt hat, die starken Wurzeln seiner staatsmännischen Kraft für die innere Reichspolitik nicht mehr im Parlament, sondern im Bundesrath, in der Vertretung der deutschen Fürsten, von ihm gesucht und gefunden werden. Allein wenn die Schuld für diese unleugbare Thatsache einseitig dem Reichstage zugeschoben wird, so schüttet der Reichskanzler wohl das Kind mit dem Bade aus.

Eine sorgsame Gewissensprüfung würde vielleicht ergeben, daß auch er nicht „frei von Schuld und Fehle" in diesen Dingen sei. Hat er doch mit unwiderstehlicher Kunst die einzelnen Parteien gegen einander ausgespielt und dabei es stets verstanden, seiner eigensten Politik, die er stets den Erfordernissen des Moments angepaßt, im Großen und Ganzen zum Siege zu verhelfen. Die einzelnen Parteien in der Volksvertretung waren ihm nichts, als Figuren im politischen Schachspiel, und stets war er bereit, als kühner Berechner des Erfolges, selbst aufscheuende Lieblingsfiguren zu opfern, wenn die Chancen des Spiels ihm dies zu erfordern schienen. Mit leblosen Steinen läßt sich nun solche Taktik nach allen Seiten hin erfolgreich durchführen: mit Menschen aber von Fleisch und Bein, mit Blut und Leidenschaften, gelangt man dann an einen Punkt, wo die Naiven glauben, „que c'est arrivé", d. h. wo sie für die rein taktischen Vorstöße des Feldherrn mit blindem Ueberzeugungseifer eintreten. Wenn sie dann aber erleben, daß sie für den Meister auch nichts weiter waren, als Steine im Brettspiel, dann erfolgt jener Rückschlag in der Begeisterung, über den sich Fürst Bismarck zur Zeit so sehr beklagt.

Man verstehe mich recht: Unser Reichskanzler steht dergestalt über den Parteien und ihren leidenschaftlichen Begriffsverwirrungen, daß er im Stande ist, einen energischen Widersacher, wie Windthorst, freundschaftlich mit Maibowle zu begießen, ohne daß er sich dadurch am Charakter irgend etwas vergiebt. Aber der gewöhnliche Sterbliche, den er als Hilfsvolk im Kampfe verwendete, hatte die Fehde mit Windthorst für ernstes Waffenspiel genommen und war somit nicht im Stande, bei der neuen Wendung der Dinge auf einen Ruck einzuschwenken, wie ein Unteroffizier. Dergleichen Abkühlungen und Ernüchterungen begeistertster Anhänger des Kanzlers sind aber so mehrfach in die Erscheinung getreten, daß es dem leitenden Staatsmann heute nicht gut ansteht, den verschiedenen Fraktionen der Volksvertretung ihre mangelhafte Reichsgesinnung vorzuwerfen, eine Eigenschaft, welche Fürst Bismarck in der erforderlichen Qualität heute nur noch bei den vereinigten Fürsten vorzufinden glaubt.

Wie dem auch sei, der Bau des neuen deutschen Reiches kracht gottlob noch nicht so sehr in den Fugen, als dies zu Zeiten dem ersten Reichsbaumeister aus Verdruß darüber erscheinen will, daß ihm nicht alle von ihm für nöthig gehaltenen Baugelder blindlings bewilligt werden. Daß unter solchen Umständen eine Apologie der Millionäre, wie sie der Kanzler am letzten Freitag zum Erstaunen mancher seiner agrarischen Freunde vom Stapel ließ, schwer ins Gewicht fällt, kann Niemand Wunder nehmen. Dieselben Leute, welche noch vor Kurzem gewissermaßen als reduerisch vogelfrei galten, deren unproduktive Arbeit mit der Kuponscheere gleichsam verpehmt wurde, dieselben Leute erfuhren nun als unentbehrliches Rückgrat des Staatswesens eine Rehabilitirung aus dem Munde des großen Staatsmannes, auf welche sie in dieser beredten Weise kaum mehr gehofft haben dürften. Ja, es geschehen noch Zeichen und Wunder, und wenn es gilt, zum Besten unserer Exportspekulation und des damit zusammenhängenden Erwerbslebens die Dampfersubvention als Korrolat der Kolonialpolitik glücklich durch die Klippen und Untiefen des Reichstags zu steuern, kommt es dem Kanzler auf eine ciceronianische Vertheidigung der unproduktiven Mammonsbesitzer mehr oder weniger nicht an.

Hat er doch sofort das Gegengift, wenn ich mich so ausdrücken darf, in petto. Denn der Apologie des Millionärs folgt vierundzwanzig Stunden später die Apologie der akademischen Jugend von heute, und so pessimistisch der Reichskanzler sonst manche Ereignisse und Zustände beurtheilen mag, so viel optimistische Auffassung bekundet er, wenn es sich um den idealistischen Sinn handelt, den er in der akademischen Jugend unserer Tage zu erblicken weiß. Und wie sollte er auch nicht zu solchen Schlußfolgerungen kommen, die sich allerdings zieulich abseits von den Auffassungen anderer Kreise bewegen, welche das für beginnendes Streberthum halten, was Fürst Bismarck für charaktervolle Anpassung an die gegenwärtig herrschende Regierungsmaximen anzusehen geneigt bleibt, wie sollte er auch nicht zu solchen optimistischen Auffassungen gelangen, wenn ihm die Norddeutsche Allgemeine Zeitung fast alltäglich bestätigt, daß sogar Abiturienten in Darmstadt bei ihrem Abschiedskommers einen Salamander auf das Wohl des Reichskanzlers zu reiben und den großen Mann davon zu verständigen, den charakteristischen Muth haben.

Das heranwachsende Geschlecht wird allerdings in gouvernementaler Gesinnung das Erfreulichste leisten und jeder Nachfolger des Fürsten Bismarck auf den verantwortungsschweren Posten des Reichskanzlers wird das Glück haben, sich dieser gouvernemental-gesinnten Jugend, die dann zum Manne geworden, als gefügiges Instrumentum regni bedienen zu können. Jedenfalls werden diese Jünglinge die Anerkennung, welche sie dem Kanzler spenden, nicht in der Weise der heutigen Opposition auf die auswärtige Politik beschränken.

Informationen.

** Man schreibt uns: Wenn mit der für heute erwarteten Rückkehr des Grafen Hatzfeldt auf seinen Posten im Auswärtigen Amt von Neuem die Gerüchte auftauchen, daß der Herr Staatssekretär des Aeußern sich demnächst völlig von seinem Posten und aus dem öffentlichen Leben zurückziehen werde, so ist dabei wohl in Rechnung zu ziehen, daß ein solcher Personalwechsel nicht so rasch zu erwarten sein dürfte, wie theilweis angenommen wird. Ist es zutreffend, daß Graf Herbert Bismarck als Nachfolger des Grafen Hatzfeldt in Aussicht genommen, dann ist wohl auch die Annahme gerechtfertigt, daß der junge Graf vorerst berufen erscheint, die Stelle des Unterstaatssekretärs Dr. Busch auszufüllen. Es ist wenigstens nicht recht glaubhaft, daß der Staatssekretär Graf Hatzfeldt und der Unterstaatssekretär Dr. Busch zu gleicher Zeit das Auswärtige Amt verlassen. Bei allen tüchtigen Fähigkeiten dürfte Graf Herbert Bismarck doch wohl noch nicht lange genug hier wieder in Thätigkeit sein, um bereits ohne Beihilfe wenigstens eines der genannten beiden Diplomaten den Geschäften des Auswärtigen Amtes leitend vorzustehen. Und der Reichskanzler selbst ist so reichlich mit größeren Sachen beschäftigt, daß er kaum zur Erleichterung seines Sohnes den Details des Dienstes dauernde Aufmerksamkeit schenken könnte. Während Unterstaatssekretär Dr. Busch einer größeren Ruhe jetzt dringend bedürftig ist, kehrt Graf Hatzfeldt nach einer längeren Ruhepause sicherlich kräftig genug zurück, um noch eine gewisse Uebergangsperiode aushalten zu können, bis Graf Herbert Bismarck auch technisch genug eingearbeitet ist, um den gleichzeitigen Verlust weiter so ausgezeichneten Diplomaten wie Graf Hatzfeldt und Dr. Busch dem auswärtigen Amte nicht allzu fühlbar zu machen.

Walther Gottheil †.

Ein Nachruf

von

Hermann Sudermann.

„Das war ein schöner Zug von mir — den notir' Dir ja — Du kannst ihn für meinen Nekrolog benutzen," so sagtest Du manchmal in bittrem Scherze, lieber Junge, aber daß Du mich mit dem Nekrologschreiben so bald beim Worte halten würdest, das war kein schöner Zug von Dir.

Und nun ich mich zum traurigen Werke rüste, bebt mir die Hand — noch allzu lebendig vor meinem Auge steht seine hohe, schlanke Gestalt mit dem blassen, schönen, zartgeröthelten Rafaels-Angesicht und dem flammensprühenden Augenpaar, — mein Erinnern geht zu Gaste in der Wundermelt seines Geistes, die nun untergegangen.

Wer ihn nur von ferne gesehen, der ahnte schon den Zauber, der von ihm ausging, ein Zauber, dem rettungslos verfallen war, wer mit ihm verkehrte.

Und leise lächelnd, mit sicherer doch liebevoller Hand übte er die Macht, die ihm gegeben war. Er war es ja nie anders gewohnt gewesen; als ein Wunderkind war er emporgeblüht, von zartester Liebe umgeben, gehegt und gehätschelt von Jedermann, gehätschelt vor Allem auch von der Muse, die ihn kampflos die Meisterschaft dichterischer Form gewinnen ließ, als er, ein siebzehnjähriger, zum ersten Reimversuche die Feder in die Hand nahm. Doch als sein Genius zum ersten hehren Fluge sich rüstete — denn eine Bahn schien ihm vorgezeichnet, so schwindlig hoch, daß Niemand sie zu überschauen wagte — da schlug das Schicksal ihn flügellahm, sechs Jahre schweren Siechthums brachen über ihn herein, eh' ihn der Tod von der Qual erlöste, sich geknickt am Boden schleppen zu müssen, dieweil sein Genius ihn zu den leuchtenden Höhen dichterischer Vollendung emporwies.

Unter diesem Drucke bildete sein Geist sich weiter und während er — oft monatelang nach einander — auf dem Krankenbette lag, arbeitete seine Phantasie in fieberhafter Hast und baute sich in langen, schlaflosen Nächten eine Regenbogenbrücke in das Reich der Märchen hinein, um dort auszuruhen von dem Elend eines siechen Erdenlebens.

Alles, was er gedichtet, trägt einen märchenhaften Zug. Aus seinen Versen duften und blühen Wunderblumen mit schelmisch lächelnden Menschengesichtern, in seiner Rhythmik zittern leise, geheimnißvolle Melodien und über seinen Bildern ruht ein Sonnenschleier, wie er den Garten des Paradieses umhüllt.

So entstanden vor vier Jahren die „Berliner Märchen", die er als ein Einundzwanzigjähriger in wenigen Wochen niederschrieb und die seinen Namen ebenso rasch berühmt machten, so — die farbenschillernden, witzsprühenden Arabesken und Phantasien, die er anderthalb Jahre lang an derselben Stelle veröffentlichte, an welcher heute diese trübseligen Zeilen stehen.

Sie gewannen ihm einen weiten Kreis von Bewunderern, aber wer ihm nahe stand und zusah, wie er diese in Idee und Form gleich vollendeten Skizzen in der Stunde der Noth, während der Bote der Redaktion hinter ihm lauerte, mit fliegender Feder aufs Papier warf, der wußte, daß er bei Weitem nicht sein Höchstes gab und beklagte es tief, daß er sein Höchstes niemals geben würde.

Er selbst lächelte oft höhnisch über diese seine Arbeiten, denn er fühlte wohl, daß er für ein ernstes, groß angelegtes Schaffen reif war.

Nur selten schimmerte aus dem, was er geschrieben, der Vollstrahl seines innersten Wesens heraus. — In den Jahren seiner Krankheit waren Geist und Phantasie verschiedene Wege gewandelt. Während die Phantasie sich an Märchengebilden berauschte, strebte der Geist streng exakter Realistik zu. Seinem durchdringenden Auge entging nicht die leiseste Lächerlichkeit, und eine stets rege Selbstbeobachtung zerfaserte jede psychische Erscheinung bis in ihre Atome. Jede Phrase war ihm ein Greuel, jede konventionelle Gedankenbildung gab er dem Spotte preis und mit vornehmer Reserve lehnte er Alles ab, was subalterne Gemüther aus der Enge ihres Horizontes herausgeschaffen.

Sein Denken war ein verschärftes Abbild der frühreifen, illusionslosen, und darum den Todeskeim in sich tragenden Weisheit unserer Tage. In dem Kopfe dieses Zwanzigers mit dem Kinderlächeln barg sich der Geist eines Mannes, der das Larvenwesen dieser Welt durchschaut und Alles eitel gefunden. Und da der allverspottende Humor ihm fehlte, so ward er bitter und spottsüchtig. Doch hatte sein Pessimismus nichts gemein mit der unreifen Schwermuth der Jünglingsjahre: es war die kühlselhaft-divinatorische Blindheit des Genies, die durch Krankheit sehend geworden — unheimlich sehend.

Aber gerade diese unbarmherzige Klarheit seines Geistes war es, die für sein Schaffen verhängnißvoll werden sollte. Viele nannten ihn träge, da er nur arbeiten konnte, wenn er gezwungen wurde. Er selbst kannte die Gründe seines Schweigens nur zu genau, und mit Wehmuth und Bitterkeit las er oft die düstere Epistel Heyse's an Böcklin, welche den Kern seines Wesens traf:

„Sein Auge war zu scharf, sein Geist zu schnelle,
Er ward zu klug aus Allem, was er schuf
„Der Baum erkrankt bei steter Lampenhelle. —

„Die süße Dumpfheit, jedes Höchsten Quelle —" sie war ihm abhanden gekommen — und noch seh ich ihn vor mir, wie er in einer Neujahrsnacht, Thränen in den Augen, mit dumpfer Stimme vor sich hinsprach:

„Und dennoch gab er seiner Zeit nicht Mehr!"

O, was hätte er seiner Zeit nicht alles geben können! Wie reich sprudelten die Anregungen aus seinem Munde, wie inbrünstig nahm er Alles auf, was an neuen Ideen die Welt bewegte.

Obwohl im Privatleben die Phantasie oft mit ihm durchging, war dennoch sein ganzes Wesen beherrscht von brennender Wahrheitsliebe. Diese Wahrheitsliebe war es, die ihm die Gestalt eines Bazaroff (in Turgenjeffs „Väter und Söhne") zum Ideal erhob, die ihn rücksichtslos auf dem Wust unklarer Empfindungen herumtreten ließ, die sich mit dem Deckmantel der Pietät umhüllen, um die nackte Verlogenheit zu verbergen.

Zwei Geister gab es, die für seine Entwickelung bahnbrechend wurden: Ibsen und Vischer. — An ihnen hing er mit gläubiger Begeisterung, und des Letzteren gewaltige Ode:

„Wir haben keinen lieben Vater im Himmel" wurde in seinem Munde zum Gebet.

Alle Individualitätslosigkeit war ihm in tiefster Seele verhaßt, und glückselig lachte er, hatte er „einen Kerl von Kaliber" aufgefunden.

Oft schien er allzu hart und allzu abweisend in seinen Urtheilen, er beschuldigte sich selbst der Kälte, der Gefühllosigkeit; aber um so hinreißender wirkte er, wenn er unversehens seinen 24 Jahren Tribut zahlen mußte, wenn aus seiner scheinbaren Blasirtheit heraus die Gluth der Begeisterung plötzlich emporloderte. Dann leuchtete sein Auge auf, und sprudelnd in Enthusiasmus, Spott und Entrüstung ergoß sich seine Rede, Alles mit sich fortreißend.

So! — Und heute, an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage, ist Alles dahin. Vorigen Montag starb er in den Armen seiner Schwester, die sein guter Engel gewesen. — Seine Leiche wurde von Montreux nach Gotha hinübergeführt, wo wir sie am Freitag in die Tiefe senkten. In Flammen ist sein Flammengeist zur Ruh' gekommen.

Vom europäischen Geldmarkt.

Von **Max Neustädter.**

[Die russischen Werthe und die Börse. — Die wirthschaftliche Lage Rußlands. — Die wirthschaftliche Depression in England.]

Die große Rolle, welche die russischen Werthe in der Börsenbewegung der jüngsten Zeit gespielt, haben sie nicht erlangt auf Grund irgendwelcher günstiger Veränderungen im finanziellen, wirthschaftlichen oder politischen Organismus des großen Czarenreiches. Von durchgreifenden Reformen nach irgend einer Richtung hin vermag auch die neueste Geschichte Rußlands nichts zu melden. Zwar scheint in der revolutionären Bewegung, welche den Staat bis in seine Grundvesten erschütterte, ein Stillstand eingetreten zu sein. So lange die Ursachen indeß nicht entfernt sind, welche jene Bewegungen hervorgerufen haben, kann man die innere politische Ruhe nur als eine vorübergehende Erscheinung betrachten. Das ausschlaggebende Moment, dem die russischen Fonds zu verdanken haben, daß sie in erster Linie die Aufmerksamkeit besonders der deutschen Finanzwelt auf sich zogen, ist das Zurücktreten der chauvinistischen Richtung in der auswärtigen Politik des russischen Staates gewesen. Die Annäherung desselben an seine Nachbarreiche Deutschland und Oesterreich, mit denen in den letzten Jahren mehr als einmal eine Verwickelung drohte, hatte eine friedliche Perspektive eröffnet, deren Andauer durch Nichts in Frage gestellt zu werden schien.

Nun ist natürlich die Bedeutung jenes Momentes für die Entwicklung gesunder wirthschaftlicher und politischer Verhältnisse nicht zu unterschätzen. Eine friedliche, durch keinen Waffenlärm gestörte Zeit ist dazu berufen, den Ausgangspunkt großer ökonomischer und sozialer Reformen zu bilden. Durch die letzteren erhält eine friedliche Aera erst ihren wahren und vollkommenen Inhalt. Man kann in der That fragen, wenn nicht in einer solchen Zeit, wann dann die Grundlagen für einen Neubau des Staatswesens gelegt werden sollen.

Diejenigen sind denn auch nicht fehlgegangen, welche darauf hingewiesen haben, daß die Bevorzugung, welcher sich die russischen Werthe besonders auf dem deutschen Geldmarkte schon seit geraumer Zeit zu erfreuen haben, aus einer allzu optimistischen Auffassung der Lage der Dinge hervorgegangen ist. Die permanenten Kurssteigerungen auf dem Russenmarkte sind zu einem großen Theile gewiß nicht die Folge nüchterner Erwägungen, sondern der allzu übertriebenen Erwartungen gewesen, die man von der Entwickelungsfähigkeit der russischen Papiere, den Zwecken der Börse zu dienen, hegte. Vorschub wurde dieser Tendenz, die außerdem in den inneren Verhältnissen des Geldmarktes eine Stütze fand, durch das Vorgehen der Diskontogesellschaft geleistet, die in der letzten Zeit ein ausgesprochenes Interesse für russische Finanzgeschäfte bekundete und ein ganzes Füllhorn derselben auf die heimische Börse sich auszugießen bemühte.

Jener Optimismus hat durch die Ereignisse der letzten Woche eine nicht zu verkennende Rektifikation erfahren. Es ist einmal wieder zu Tage getreten, welch jähem Wechsel die politische Situation unterworfen sein kann, und es hat sich ferner gezeigt, daß eine vorgefaßte Meinung von einer andauernden Beständigkeit derselben nicht die hauptsächlichste Grundlage für finanzielle Kombinationen abgeben kann. Die Kursrückgänge, welche die russischen Werthe an einigen Tagen erfuhren, sind um so bezeichnender, als man allgemein die Ansicht hegte, daß ernstliche Verwicklungen, wie sich dies ja auch schließlich gezeigt hat, nicht zu befürchten seien. Es ist zwar dabei nicht außer Acht zu lassen, daß jene absteigende Bewegung der russischen Fonds unter dem Drucke der Abgaben der Londoner Börse erfolgt ist, der die hiesige Börse am Ende nicht zu widerstehen vermochte. Jedenfalls zeigen die Schwankungen der russischen Werthe an der Berliner Börse, daß dieselbe mit beträchtlichen Hausse-Engagements überladen war, was bei einer ungünstigeren Entwicklung der politischen Verhältnisse verhängnißvolle Folgen nach sich ziehen könnte. Es bleibt abzuwarten, ob trotz dieses Zwischenfalles die Berliner Börse mit derselben Verve wie bisher sich für die russischen Fonds engagiren wird. Die sich eben abspielende Episode sollte in der That etwas größere Vorsicht lehren.

Die wirthschaftliche Depression nimmt auch bei dem politischen Antagonisten Rußlands, bei England, einen weiteren Fortgang. Der Handelsverkehr des Inselreiches, der zuverlässigste Prüfstein einer auf- oder absteigenden wirthschaftlichen Entwickelung, schrumpft immer mehr zusammen. In der Handelsbilanz des vorigen Jahres zeigte sich schon eine erhebliche Abnahme der Geschäfte und auch das laufende Jahr eröffnet der englischen Handelswelt keine günstigere Perspektive. In den beiden ersten Monaten dieses Jahres hat die Einfuhr um ungefähr 6,5 Millionen, die Ausfuhr um 3,5 Millionen Pfund Sterling abgenommen. Im Februar z. B. hatte die allgemeine Einfuhr einen Werth von 29,459,000 Pfd. St., d. i. 7,142,000 Pfd. St. oder 19¼ Prozent weniger, als in dem gleichen Zeitraum des Vorjahres. In ähnlicher Weise ist auch die Ausfuhr der englischen Erzeugnisse zurückgegangen, die von 20,580,000 auf 16,580,000 Pfd. St., also um 11 Proz., gesunken ist. Der Ausfall im Werthe ist zwar auch durch den allgemeinen Preisrückgang hervorgerufen worden, zum größten Theile ist derselbe aber wohl auf die verminderte Menge der aus- und eingeführten Artikel zurückzuführen. Bezeichnend hierfür ist, daß die Ausfuhr von Stahl und Eisen, den Hauptprodukten der englischen Industrie, gegen das Vorjahr von 241,000 Tonnen auf 209,000 Tonnen zurückgegangen ist.

Anregungen.

Zur Reform der Gymnasien.

Von **Otto Neumann-Hofer.**

Zu den geheiligten Traditionen dieser Tage gehört die Ansicht von der Vorzüglichkeit unseres höheren Schulwesens. Das deutsche Gymnasium wird heute von der sogenannten „öffentlichen Meinung" als eine unübertreffliche Musteranstalt geachtet, als ein Vorbild für Gegenwart und Zukunft, als unantastbar wie eine Offenbarung des heiligen Geistes. Und doch befindet sich die Mehrzahl der Einsichtigen und Derjenigen, welche die Früchte des Muster-Institus an sich oder ihren Kindern zu beobachten Gelegenheit gehabt haben, im strikten Gegensatz zu der öffentlichen Meinung, obschon sie selbst gelegentlich, sei es aus Patriotismus, sei es aus Gedankenträgheit, in den allgemeinen Jubelchor einstimmen. Nur eine kleine Schaar entschiedener Geister wird nicht müde, immerfort die wahre, verborgene Meinung der meisten Wissenden auszusprechen und zu wiederholen, daß das *Gymnasium weit davon entfernt ist, eine höhere Bildungsanstalt zu sein, welche den Erfordernissen einer rationellen, modernen Erziehung entspricht.*

Wenn einmal der seltene Vorfall passirt, daß ein Mann vom Fach, ein von vornherein Interessirter, ein praktischer Gymnasiallehrer, sich der Schaar der Mahnenden anschließt, so ist das ein Ereigniß, welches bei der Wichtigkeit der Sache für das Wohl der nationalen Zukunft verdient, nachdrücklichst betont zu werden.

Wir für unsern Theil, die wir die reformatorische Bewegung auf dem Gebiete des höheren Schulwesens seit jeher mit lebhaftestem Interesse verfolgt haben und, wie wir glauben, in Uebereinstimmung mit der Mehrzahl der Bürger und Laienkreise, für eine Neugestaltung im modernen, antiphilologischen Sinne eingetreten sind, fühlen diese Verpflichtung um so mehr, als die neueste Publikation auf diesem Gebiet in Fachkreisen eine außergewöhnliche Bewegung hervorgebracht hat, welche ihre Bedeutung bekundet. „Die Einflüsse unseres Gymnasiums auf die Jugendbildung" lautet die Schrift, von welcher bald nach ihrem Erscheinen die zweite Auflage nothwendig wurde, und deren Verfasser der Freiherr Dr. *Arthur v. Soden*, Professor am Gymnasium in Reutlingen, ist.

Wenn wir für dieses Mal aus der einschneidenden Kritik, welche Herr v. Soden an den Einrichtungen unseres Gymnasiums übt, nur *einen* Punkt hervorheben, so mag das der enge Raum eines Zeitungsartikels entschuldigen. Es ist allerdings derjenige, der uns der *wundeste* zu sein scheint, derjenige, aus welchem die übrigen Unzuträglichkeiten, wie der Baum aus der Wurzel, emporschießen. Es ist die fast durchgängig *abstrakte Geistesbethätigung* unserer Kinder in den höheren Schulen — zu einer Lebenszeit, in der ihre Sinne offen sind wie nie mehr späterhin und nach einer *konkreten anschaulichen Auffassung* der lernenswerthen Dinge geradezu lechzen.

Im Centrum unseres höheren Schulunterrichts steht die Beschäftigung mit den *alten Sprachen*. Schon von der Sexta an, also bereits bei zehnjährigen Knaben, nimmt sie den hauptsächlichsten Theil der geistigen Thätigkeit des Schülers in Anspruch. Dieses Verhältniß ist nun nicht hervorgegangen aus einer dringenden Nothwendigkeit der Bildung, welche unsere Tage beherrscht und daher dem Mitgliede unserer Kulturepoche vor Allem noth thäte; sondern es ist so, weil es früher so war. Der übermäßige Betrieb der klassischen Sprachen ist ein altes, verrostetes Erbstück der Reformationszeit, das in der Schule immer noch heilig gehalten und liebevoll gehätschelt wird, während im Leben bereits die fortschreitende Kultur die meisten Ueberbleibsel jener Zeit beseitigt hat. Wie kann nun das Kind eine klare Vorstellung von einem Dinge, wie die lateinische Grammatik haben, einem Dinge, das ihm vollständig in der Luft schwebt, das aus lauter kahlen, nackten Begriffen und zunächst bedeutungslosen Worten besteht, von dem es nichts Leibliches sieht, nichts Anschauliches wahrnimmt? Das Kind blickt mit offenen Augen in die Welt und bemerkt unzählig viel Dinge, welche sein Interesse gefangen nehmen und seine Wißbegierde reizen, nach Gründen und Erklärungen zu fragen. Das ist die natürliche Wurzel des unbezähmbaren Lernenstriebes der Kinder, und hier müßte eine vernünftige Pädagogik einsetzen, dem Kinde entgegenkommen, indem sie seinen ursprünglichen Wissensdrang befriedigt. Anstatt dessen beliebt aber die heute Schulmanier, die Vertrauensseligkeit des Kindes zurückzustoßen, ihm seine „vorlauten" Fragen zu verweisen und ihm einen Stoff darzubieten, vor dem es mit seinem Wust von Regeln und Ausnahmen wie die Kuh vor dem blauen Thore steht. Was das Kind wissen will, wird ihm als „Naseweisheit" ausgelegt; was ihm geboten wird, will es nicht wissen und, was die Hauptsache ist, kann es beim besten Willen verstandesgemäß nicht begreifen. Es muß auswendig lernen und wieder auswendig lernen, verständnißlos eine Menge von barbarischen Regeln in sein Gedächtniß stopfen, die ihm innerlich herzlich gleichgiltig sind; es gewöhnt sich daran, sein geistiges Interesse als ein Unrecht zu betrachten, das Lernen als eine Last, eine Qual zu empfinden — und darüber geht seine kostbare Wißbegierde, sein Lerneifer zum Teufel.

Mit Recht fragt Herr von Soden, wie eine solche Methode Klarheit und Folgerichtigkeit des Urtheils, geistige Gesundheit erzeugen kann? Und geistige Gesundheit, ein unbefangener Blick für das Wirkliche und Nothwendige ist doch das, was jeder Mensch vor Allem bedarf und was die Schule vor Allem in ihm erwecken müßte. Ein klares Urtheil über das praktisch Erforderliche und praktisch Ausführbare ist doch wichtiger, als alle theoretische Kenntniß, an die sich nur zu leicht unpraktische Spekulationen und Träumereien anschließen.

Die Erfolge des Gymnasialunterrichts kennzeichnen denselben zur Genüge. Zehn lange Jugendjahre, die Jahre der schönsten, freudigsten, hoffnungsvollsten Entwicklung, werden mit dem „Einpauken" von Regeln, Ausnahmen und Ausnahmen dieser Ausnahmen todtgeschlagen. Und was nimmt der Schüler ins Leben mit? Etwa die vollkommene Kenntniß der beiden „klassischen" Sprachen? Behüte! Er ist kaum im Stande, einen leichten lateinischen oder griechischen Schriftsteller ohne Lexikon und Grammatik stümperhaft zu lesen. Nichts als eine todte Masse von Vokabeln und Regeln, die er gut thut, sobald wie möglich über Bord zu werfen, und eine Menge von Begriffen und Phantastereien, die er aus dem Alterthum gesogen und die mit unserer Zeit nichts gemein haben. Er ist nothdürftig in einer Welt zu Hause, die seit zweitausend Jahren versunken ist, und ist in der unsrigen ein Fremdling. Was hilft es, daß er weiß, res publica heißt der Staat, wenn er von diesem Staate keine blasse Ahnung besitzt, daß er weiß, homo heißt der Mensch, wenn ihm dieser Mensch eine fremde, unbegriffene Erscheinung ist, natura die Natur, wenn ihm die Natur in ihrem mächtigen Walten und Gestalten ein Buch mit sieben Siegeln bleibt?

Konnte doch der Justizminister Leonhardt von der Tribüne des preußischen Abgeordnetenhauses ausrufen, die Juristen im Parlament wären ihm wegen ihrer unpraktischen Schulbildung weniger angenehm als praktisch gebildete, mitten in der Fluth des gewerblichen Lebens stehende Männer. Aus der Mitte des Ministeriums selbst erscholl da eine schneidige Kritik unseres Schulwesens, daß es unfähig mache, im Rathe des Landes mitzuwirken. Aber dasselbe Ministerium ließ es sich nicht einfallen, das Uebel zu beseitigen und die Schule zu reformiren. Im breiten Volke gelten vielfach die einstigen Zöglinge der „Gelehrtenschulen" als unbrauchbar fürs praktische Leben. Trotzdem bewahrten dieselben Kreise die traditionelle Scheu vor den altehrwürdigen Einrichtungen unseres Gymnasiums.

Das sind Widersprüche, welche auf Denkträgheit und Scheu vor gründlicher Reform beruhen. Hat man sie sich erst deutlich klar gemacht, so wird auch der Boden für eine zeitgemäße Neugestaltung unseres höheren Schulwesens bereitet sein.

Musikalische Glossen

von

Alexander Moszkowski.

„Sakuntala." — Philharmonisches Konzert.

Dem Oratorium ist oft das unverdiente Schicksal zu Theil geworden, mit dem Buchdrama in Parallele gestellt zu werden; man hat beide als Kunstformen bezeichnet, die, auf halbem Wege zur Bühne stecken geblieben, ihre Verfasser für das Fehlschlagen geheimster Hoffnungen mit dem zweifelhaften Glorienschein einer gewissen literarischen oder musikalischen Würde trösten. Wir können die Ansicht nur für das Buchdrama als zutreffend anerkennen, nicht aber für das Oratorium (resp. für die Kantate), welches, aus historischen Nothwendigkeiten entwickelt, eine aktuelle Daseinsberechtigung in Anspruch nimmt. Freilich hat sich die ungefügige Maschine des Chorwerks nicht so leicht den veränderten Existenzbedingungen anzubequemen vermocht, wie der beweglichere Organismus der Oper, und ist demzufolge heute an einem kritischen Punkte angelangt, auf dem sie die Hilfe eines Reformators erwartet. „Geistliche Oper!" und „Konzert-Oper!" lauten die Losungsworte bei den Vertretern des biblischen und des weltlichen Oratoriums; in beiden Lagern blickt man sehnsüchtig nach der Bühne, von deren äußeren und inneren Requisiten man das Heil für die bedrängte Zwittergattung erhofft — nur mit dem Unterschiede, daß die Einen das Oratorium ins Theater, die Anderen umgekehrt das Theater ins Oratorium tragen wollen.

Während sich die Debatte mit Rubinstein und seinen Anhängern um etwas noch Unerschaffenes dreht, haben *Philipp Scharwenka* als Komponist und *Carl Wittkowsky* als Dichter der „Sakuntala" den praktischen Versuch ausgeführt, das weltliche Oratorium aus der starren Umklammerung althergebrachter Gattungsfesseln zu befreien, und der Versuch wurde vom Erfolg gekrönt: die Form des Konzertwerks ist nicht gesprengt, der Stimmungskreis der Kantate nicht durchbrochen worden, die Rechte des Chores bleiben unverkürzt, und die Phantasie wird von einer in weitgespannten Dimensionen abgesteckten Arena aufgenommen, in welcher sie nach Herzenslust ergänzen und ausbauen darf; allein der Text läßt sich an der Stimmung als solcher nicht genügen und bescheidet sich nicht mit der Rolle eines gefühlsseligen Untergrunds für die Kombinationen des Musikers; er beschäftigt sich vielmehr in eingehender Weise mit den Gefühls-Anlässen, die er mit dramatischer Freiheit ausgliedert, gegen einander hält und einer begrifflich starken Steigerung entgegenführt.

Ein werthvolles Kantatenbuch, ein solches, in welchem die üblichen Begleiter langgesponnener Konzertstimmung, die Dämonen der Langeweile, durch die lebendigen Geister eines interessanten Vorganges ausgetrieben sind, bedeutet in der Regel das Opfer eines Bühnenerfolges; hierin, und nicht in der vermeintlichen Unvereinbarkeit des Kantatencharakters mit einer lebhafteren Bewegung des Stoffes liegt der Grund für die Seltenheit guter Chorwerkstexte. Der Dichter der Konzert-Sakuntala hat dieses Opfer thatsächlich gebracht: er hielt die Fäden und das Szenarium eines brauchbaren Opernbuches in der Hand, er mußte, nach dem ganzen Ductus seiner Arbeit zu schließen, die Technik zur rein opernhaften Ausgestaltung des Kalidasa'schen Dramas in sich spüren, und dennoch widerstand er der Verlockung und widmete sein gehaltvolles, mit dem Wohllaut einer bilderreichen Sprache gesättigtes Poem der Darstellung durch unbewegliche Massen. Um die Grenzen der im Konzertsaal zulässigen dramatischen Spannung und der Lebhaftigkeit in der Dialogisirung mögen die Ansichten auseinandergehen, und wir verhehlen uns nicht, daß einzelne Szenen des in Rede stehenden Werkes allzusehr nach den Kulissen schielen: allein dieser Vorwurf trifft doch nur einige Seiten des Buches, welches in seinem weitaus überwiegenden Theil zwar den dramatischen Pulsschlag des indischen Originals übernommen hat, dabei indeß durchaus den wirklichen Bedürfnissen einer für den Konzertsaal bestimmten Komposition gerecht wird.

Philipp Scharwenka, der treffliche Symphoniker, hat sich in diesem Werk zum ersten Mal zu seiner vollen Figur emporgerichtet. An Stelle der in seinen bisherigen größeren Werken wahrnehmbaren intermittirenden Erfindung, deren Lücken er stets durch ein geistreiches Formenspiel zu füllen wußte, tritt uns hier ein in vollen Wogen rauschender Strom eigener Tongedanken entgegen. Durchweg behauptet er sich als ein selbstschöpferischer Meister, der niemals bei der bloßen zweckentsprechenden Ausgestaltung des Stoffes, bei der sinngetreuen, illustrirenden Phrase stehen bleibt, sondern der aus jeder Wendung des von ihm behandelten Ereignisses den Anlaß zu einem interessanten und bedeutungsvollen Charakterbilde schöpft. Das Kolorit seiner Komposition zeigt den exotischen Charakter, ohne mit geographischer Absichtlichkeit in die Lokalfarben des Orients auszuarten; seine Melodieführung, die Art seiner Deklamation bleibt stets auf dem Boden des allgemein Giltigen und allgemein Menschlichen, indem sie den Textworten die besondere Deutung der Szenerie überläßt; nur aus dem ganz meisterhaft und mit nie versagender Instrumentationstechnik behandelten Orchester steigt in Intervallen ein narkotisches Klanggemisch auf, welches an die Oertlichkeit erinnert. Als die Perle des Ganzen möchte ich die zweite Hälfte der zweiten Abtheilung bezeichnen, in welcher durch die empfindungsschwüle Schilderung einer Liebesnacht das zauberhafte Flüstern idealer Stimmen aus Feld und Hain, aus Blüthenkelchen und Laubkronen klingt.

Im Stil zeigen sich mannigfache Anlehnungen an Wagners deklamatorische Eigenart, ein Umstand, der indeß bei der Originalität der Themenbildung in „Sakuntala" der geistigen Freiheit des Werkes keinen Abbruch thut; ja an einigen Stellen hätten wir sogar etwas „mehr" Wagner gewünscht, so bei der Sphärenfahrt zu Indra, in welcher die Einführung transscendentalerer Mittel sehr wohl am Platze gewesen wäre. Wir greifen diesen Passus heraus, nicht um einen Gegensatz zwischen Gelungenem und minder Gelungenem zu konstruiren, sondern vielmehr, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß ein Werk, welches so wenig auf die Schlagkraft einzelner Nummern angewiesen ist, trotz mancherlei Abflachungen ein sehr bedeutendes Durchschnittsniveau besitzen kann.

Zu dem großen Erfolge der Novität, der dem Komponisten die Ehre mehrmaligen Hervorrufs einbrachte, trug die Aufführung das ihrige bei. In den Baryton- resp. Tenorpartien lieferten die weimarischen Kammersänger *Scheidemantel* und *Alvary* hervorragende Leistungen, denen sich die ihrer Kollegin Frl. Schärnack (Mezzosopran) und der Sopranistin Frl. Oberbeck (Titelpartie) in würdiger Weise anschlossen. Der Chor des Cäcilienvereins und ihr Dirigent *Alexis Holländer* hatten die umfangreiche und schwierige Aufgabe mit voller Hingebung an die Sache ergriffen und führten sie, von geringfügigen Schwankungen und Zeitmaßverzögerungen abgesehen, mit Klangschönheit und wirksamem Vortrag durch.

Das nämliche Orchester, welches bei der Taufe der Sakuntala Pathenstelle vertreten hatte, das philharmonische nämlich, trat am Freitag in voller Paraderüstung an, um in einem Extrakonzert zum letzten Mal unter Professor *Wüllner* zu spielen. Auf dem Programm waren Beethoven, Liszt, Wagner und Berlioz vertreten, der letztere mit einem Werk, welches ihn nur von seiner zahmen Seite zu zeigen geeignet ist. „Die Flucht nach Egypten" bildet den zweiten Theil des Oratoriums „L'enfance du Christ" und verhalf beim ersten Erscheinen dem Komponisten zu einer eigenartigen Rache an seinen Gegnern: Berlioz hatte als Autor des Stückes einen imaginären Pariser Organisten des siebzehnten Jahrhunderts „Pierre Ducré" namhaft gemacht und konnte mit Genugthuung eine Unzahl von Gratulationen zu seiner bedeutenden Entdeckung entgegennehmen. Die Fluchtepisode wurde schon im Jahre 1853 in Deutschland bekannt und erwarb sich durch die Einfachheit ihres Stils und ihre melodiöse Lieblichkeit viele Freunde. An der Ausführung im philharmonischen Konzert betheiligten sich der *Siegfried Ochs*'sche Gesangverein durch die gediegene Wiedergabe des pastoralen Abschiedsgesangs, und der Tenorist *A. von Loewenberg*, welcher „Die Ruhe der heiligen Familie" nur leidlich gut sang. Der Abend brachte ferner Liszts A-dur-Konzert in der hervorragend bravourösen Ausführung durch *Arthur Friedheim* und zwei Vorträge der Frau *Katharina Klafsky* (der lieblichen Sieglinde des ehemaligen Neumannschen Wagnertheaters), welche mit ihrem nunmehr höchst ansehnlichen Stimmvolumen künstlerisch voll und ganz in die großen Aufgaben des Gesangsdramas hineingewachsen zu sein scheint. Das Konzert begann mit der Pastoralsymphonie und schloß in pompöser Tonmassensteigerung mit der Tannhäuser-Ouvertüre; allein das Orchester war hiernach noch nicht gesonnen, Feierabend zu machen, und ließ es sich nicht nehmen, dem offiziellen Theil noch ein Nachspiel in Form eines solennen Tusches folgen zu lassen, den es einem gefeierten Kapellmeister als letztes Andenken auf den Trennungsweg mitgab.

* * *

A. M. Das unter Leitung des königlichen Hofkapellmeisters **Robert Radecke** stehende **Sternsche Konservatorium** zog gestern in einem großen Prüfungskonzert seine künstlerische Jahresbilance und zeigte bei dieser Gelegenheit neben einer nur geringen Zahl von Nonvaleurs eine überwiegende Menge von Leistungen, denen das Zeugniß der Reife nicht vorenthalten werden darf. Wenn wir uns überhaupt über die Quantität des Berliner Musiknachwuchses Sorge gemacht hätten, so würden wir gestern die Ueberzeugung erlangt haben, daß das Sternsche Konservatorium allein den nächsten Bedarf an konzertflüggen Komponisten, Sängern und Instrumentalvirtuosen zu decken im Stande wäre. Wir verzichten darauf, Prognostika bezüglich bestimmter Schüler zu stellen und Leistung gegen Leistung abzuwägen, wollen vielmehr nur konstatiren, daß die Klassen des Fräulein *Jenny Meyer* (Gesang), der Herren *Radecke* (Komposition), *Rummel* und *Agghazy* (Klavier), sowie *Felix Meyers* Violinklasse in langem und lebhaftem Wettstreit um den Siegespreis kämpften, ohne daß sich bis kurz vor 10 Uhr, um welche Zeit wir die Singakademie verließen, ein entscheidendes Resultat eingestellt hätte. Um 6½ Uhr hatte das Konzert begonnen — wann mag es wohl zu Ende gewesen sein??

Randbemerkungen zum preußischen Kunstetat.

Von Bruno Meyer.

Die Debatten im Abgeordnetenhause über den Etat der Kunstverwaltung boten in diesem Jahre nicht gerade ein hervorragendes Interesse dar; lagen doch keine viel umstrittenen bedeutenden Posten vor, und fehlte es doch leider noch jetzt wie bisher an einem Volksvertreter, der Sachkenntniß und Vorurtheilslosigkeit genug besäße, um der wichtigen Sache große Gesichtspunkte abzugewinnen und mit Ausstellungen wie Rathschlägen an ergiebigen Orten einzusetzen. So lange die Kosten der Debatte wesentlich von den Herren von Meyer-Arnswalde und August Reichensperger bestritten werden, kann darin freilich kaum ein Wandel eintreten. Der Erstere tummelte munter sein Schlachtrößlein von dem Prozent- oder jetzt gar Promille-Satz, der von dem Gesammtetat der Kunst und speziell den lebenden Künstlern zu Gute kommt, ohne endlich einmal einzusehen, daß damit gar kein Maßstab gegeben ist. Die Ausgaben eines Staates, noch dazu eines großen, können nicht mit der Finanzgebahrung eines Privatmannes in Parallele gestellt werden. Selbst die nothwendigsten Bedürfnisse spielen ja doch auch im Budget des Einzelnen eine sehr verschiedene Rolle. Ein Rothschild wohnt als Besitzer mehrerer Schlösser und Villen, in Prozenten seines Einkommens ausgedrückt, billiger als der Berliner Tagearbeiter, der „in Schlafstelle liegt", und vollends Luxusausgaben fallen bei schmalem wirthschaftlichen Zuschnitt leicht außerordentlich ins Gewicht. Da kann allerdings der Staat in Kunstangelegenheiten mit einem irgend kunstliebenden Privatmanne nicht in Konkurrenz treten.

Förderlicher, als an die fragwürdigen Zahlen der öffentlichen Bildsäulen im alten Rom zu erinnern, würde es schon sein, Vergleiche mit den Kunstetats der anderen großen Kunstmächte anzustellen. Doch auch da würde eine direkte Nebeneinanderstellung ohne Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse, vornehmlich des Umstandes, was an öffentlichen Leistungen auf allen Gebieten neben der Staatsverwaltung bewirkt wird, zu nichts führen. Es muß der Finger auf bestimmte unbefriedigt gebliebene Bedürfnisse gelegt und deren wirkliches Vorhandensein nachgewiesen werden.

Herr Reichensperger ritt natürlich sein Steckenpferd der Gothik in allen Gangarten vor und bewies wiederum, wie selbst gediegene Kenntnisse durch Einseitigkeit und Voreingenommenheit werthlos gemacht werden können. Immerhin verdankt er es seiner gründlicheren Sachkenntniß, daß er an die ganze Sache eine tiefere Auffassung heranbrachte; war er doch der Einzige, welcher die prinzipielle Vorfrage aufwarf und theilweise treffend beantwortete, ob und wie weit der Staat überhaupt verpflichtet und im Stande ist, die Kunst zu pflegen. Bezüglich der Denkmäler der Vergangenheit ist die Pflicht des Staates ja zweifellos. Was da nicht schon herren- und gebrauchswerthlos geworden ist und daher im Interesse der Gesammtheit in schützende Obhut, natürlich von den Organen der Gesammtheit, genommen werden muß, das ist oft genug gegen seine Herren und einen vernichtenden Gebrauch zu schützen. Für die zeitgenössische Kunst aber ist es unbedingt richtig, daß die Kunst stets nur geblüht hat, wenn sich die Gesammtheit mit Liebe und Verständniß und mit opferfreudigem Sinn ihrer Pflege gewidmet hat, während das Mäcenatenthum und jede Art offizieller Kunstprotektion zur Einseitigkeit, zum Manierismus und damit zum Verfalle geführt hat. Der Kulturstaat als Gesammtheit civilisirter, d. h. unter Anderem auch mit entwickeltem Sinn für das Schöne ausgerüsteter Menschen, hat selbstverständlich auch ein gewisses Kunstbedürfniß, das er mit Hilfe der verfügbaren künstlerischen Kräfte zu decken sucht. Dies Kunstbedürfniß gewaltsam steigern oder künstlich hervorrufen zu wollen, und gar dem Staate eine Verpflichtung zur Unterstützung der Kunst über sein direktes Bedürfniß hinaus zuzuschreiben, ist jedoch unbedingt unrichtig. Der Staat garantirt Niemandem eine ausreichende und lohnende Beschäftigung innerhalb seines Berufes; wie käme er dazu, den Künstlern gegenüber eine Ausnahme zu machen! Der Ankauf einzelner Kunstwerke für öffentliche Sammlungen, der unter gewissen früher schon an dieser Stelle erörterten Gesichtspunkten nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar empfehlenswerth ist, darf keineswegs als eine Veranstaltung zur Unterstützung der Produzirenden aufgefaßt werden. Artifex perit, hat hier als Grundsatz zu gelten; d. h. der Künstler als lebender Mensch kommt nicht in Betracht, der Künstler und sein Werk gelten nur als geschichtliche Erscheinung und nach ihrem (präsumtiven!) geschichtlichen Werthe.

In dem Verkennen dieses richtigen Grundsatzes — vielleicht von allen betheiligten Seiten — haben wohl die Klagen über die Ankäufe für die National-Galerie ihren Grund. Die bestehende Kommission, deren Zusammensetzung für andere Obliegenheiten derselben vielleicht geeignet sein mag, kann nur als eine amtliche Anerkennung des hier unbedingt verwerflichen Gedankens erscheinen, als ob die zu Ankäufen oder Bestellungen verfügbaren Gelder ein Raub wären, über dessen verhältnißmäßige Vertheilung unter die verschiedenen Kunsträte und Künstlergemeinschaften mit peinlicher Strenge gewacht werden müßte. Da hört man denn oft von Kompromissen und sieht deren nicht immer erfreuliche Ergebnisse, während der umständliche Apparat zugleich so schwerfällig funktionirt, daß allzu oft versäumte Gelegenheiten beobachtet werden können. Dieser Grundfehler der Organisation kann durch einzelne Fonds, die leichter benutzbar sind, wohl in einzelnen Fällen unschädlich gemacht, aber doch nicht ausgeglichen werden.

Ungerecht aber ist es, angesichts der bestehenden Verhältnisse der Direktion der Nationalgalerie, wie das geschehen ist, ironisch eine gewisse Vorliebe für das Mittelmäßige zum Vorwurf zu machen. Wie wenig das zutrifft, läßt sich bei einer Prüfung der Ankäufe im Einzelnen leicht feststellen, da die Erwerbungen um so werthvoller werden, je weniger sie von der Kompromißsucht der von grundsätzlich falschem Standpunkte ausgehenden Kommission unabhängig zu Stande gekommen sind. Was soll aber eine solche Direktion machen, wenn die Tagesproduktion, als deren offizieller Mitverkäufer sie betrachtet wird, unendlich vieles Mittelgut und Minderwerthiges zu Tage fördert, und wenn es ihr andererseits vorgerückt wird, daß sie anerkannt vorzügliche Werke notorisch hervorragender Künstler erwirbt, von denen sie zufällig bereits Arbeiten besitzt? oder wenn es ihr gar verwehrt werden soll, umfangreichere Sachen zu kaufen, weil dadurch die Sammlungsräume zu schnell überfüllt und kostspielige Neubauten nothwendig gemacht werden? . . . Als wenn die Eigenart jedes beliebigen Künstlers sich in irgend einem kleinen Normalformate vollkommen aussprechen könnte, und nicht vielmehr unter sonst gleichen Umständen die größeren Werke eines Meisters in jedem Sinne und mit Recht höher geschätzt würden. — Und ein anderer noch wichtigerer Gesichtspunkt verdient hier Berücksichtigung, wenn es verlohnt, solche Quengeleien mit ernsten Gründen zu bekämpfen. Wenn die Erwerbungen moderner Kunstwerke aus öffentlichen Mitteln irgend wie, wenn auch nur in zweiter Linie, als ein Mittel zur Förderung der Kunst in Betracht kommen sollen, so würde ihr Zweck doch wohl vor Allem der sein, die Künstler in derjenigen Richtung zu entwickeln, deren der Staat selber zur Lösung der hauptsächlichsten künstlerischen Aufgaben bedarf, und das weist doch nach der monumentalen Kunst hin. Wie aber sollen die Kräfte für diese sich entfalten, wenn nicht einmal beim Staate darauf gerechnet werden kann, daß er für eine freiwillige Schöpfung großen Stiles eine unvoreingenommene Würdigung haben und bethätigen werde? Wenn solche Grundsätze angenommen würden, dann dürfte es doch unserer monumentalen Kunst kaum ernsthaft zum Vorwurfe gemacht werden, wenn sie der Schilderung wirklich entspräche, die Herr Reichensperger von ihr gegeben hat. Ich bedauere aufrichtig, daß mein verehrter Kollege Adolph Rosenberg ihm an einem unlustigen Tage das Hilfsmittel geschaffen hat, mit seiner persönlichen, ersichtlich ebenso absichtslosen Meinung zurücktreten, in einem unbefangener scheinenden Beurtheilen für sich sprechen lassen zu können. Rosenberg's grausame Umschau über die jüngsten Monumentalmalereien in Preußen ist vielfach zu absprechend und erhebt undurchführbare Ansprüche. Wir können nicht verlangen, daß jede Gymnasialaula und jeder Schwurgerichtssaal ausgemalt sei, wie wenn wir über lauter Michel Angelos und Raphaels verfügten. Allerdings aber läßt sich nicht verkennen, daß dieser falsche Maßstab durch die herrschende unrichtige Meinung vom Wesen der monumentalen Kunst mitverschuldet ist; und hier hat Reichensperger unzweifelhaft einen richtigen und sehr beherzigenswerthen Gedanken in die Debatte geworfen, indem er auf die Vernachlässigung der dekorativen Seite hinwies. Wir isoliren zu sehr die „monumentale Aufgabe" der darstellenden Kunst und verabsäumen zu sehr, für den künstlerisch ausgesprochenen Zusammenhang der monumentalen Darstellung mit ihrem Raume zu sorgen. Man denke sich die Libreria in Siena nur mit den zehn geschichtlichen Darstellungen in glatten Umrahmungen ausgemalt, und der künstlerische Eindruck gegen das jetzt Vorliegende wäre der einer kahlen Made gegen einen schön gezeichneten, buntfarbigen Schmetterling.

Allerdings haben wir es hier neben der unrichtigen Grundanschauung noch mit einem Mangel der künstlerischen Ausbildung zu thun, der gelegentlich der Etatsberathung auch schon zur Sprache kam. Hiervon demnächst!

Zum Bach-Jubiläum.

Von Dr. Paul Marsop.

Große Männer sind die Kinder ihrer Zeit — so sagen die Einen. Große Männer machen ihre Zeit — so sprechen die Andern. Die erstere Behauptung ist grundfalsch; die letztere nur bedingungsweise richtig.

Man versuche es einmal, sich Johann Sebastian Bach als Sohn des in seinen ersten Jahrzehnten so träge und mühselig sich fortschleppenden, achtzehnten Jahrhunderts vorzustellen! Man denke sich das Schaffen unseres ersten nationalen Komponisten als künstlerischen Niederschlag einer Epoche, in welcher das Volk sammt seinen bald pietistischen, bald rationalistischen Berathern sich seines Deutschthums kaum noch bewußt war! Wie? Diese Jammertage trostloser geistiger Unfruchtbarkeit hätten das produktivste aller Genies hervorgebracht? Sollten vielleicht die sämmtlichen damaligen Reichswinkelbürger, denen es in ihrer Mehrzahl noch herzlich schwer wurde, einen Musikanten von einem Musiker zu unterscheiden, eines Tages das unabweisbare Bedürfniß nach dem Erscheinen eines Kunstherrs empfunden und das für einen solchen schlechterdings erforderliche, geistige Betriebskapital etwa durch eine Bachspende zusammengebracht haben? Uns ist nichts davon bekannt.

Hat aber Bach vielleicht seiner Zeit den Stempel seines Geistes aufgedrückt? Ja — und nein! Nein, wenn man die Wendung „seine Zeit" im landläufigsten Sinne nimmt. Die mächtigen Klänge, mit welchen der Schöpfer der Matthäus-Passion die alte Thomaskirche in ihren Grundpfeilern erschütterte, brachten die versteiften Leipziger Rathsperrücken um kein Haarbreit außer Facon, und Friedrich der Große komponirte, selbst nachdem Bach einmal vor ihm improvisirt hatte, noch verschiedene Flötenkonzerte.

Dennoch schuf der Altmeister „seine Zeit", die Zeit der deutschen Musik nämlich — eine Kunst, die vor ihm ein kümmerlich kraftloses Geschöpf war, unter seinen Händen sich jedoch bald in saftstrotzender Lebensfülle entwickelte. Bach's Leben ist nur das Präludium zu Bach's Zeit, deren Ende wir gar nicht absehen können. Sie setzte mit Philipp Emanuel Bach von Neuem ein; sie hat mit Richard Wagner und Johannes Brahms noch keineswegs abgeschlossen. Bach war in viel höherem Grade Zukunftskomponist, als Beethoven und Wagner. Diese brachten es bei ihren Lebzeiten wenigstens schon dazu, mißverstanden zu werden — die erste Etappe auf dem Wege zur Unsterblichkeit. Bach aber konnte, so lange er auf Erden wandelte, weder durch das Publikum gebessert noch von der Presse verkannt werden. Allgemeine Johann Sebastian Bach-Vereine wurden nicht gegründet, und Kritiker, welche thm hätten sagen können, wie dies und jenes wohl besser zu machen wäre, waren auch noch nicht vorhanden. Vielleicht ist er aus letzterem Grunde so originell geblieben!

So überaus originell, daß wir in ihm den einzigen, wahrhaft selbstständigen deutschen Komponisten zu sehen haben! Man findet im Wagner den Beethoven, im Beethoven den Mozart, im Mozart den Haydn, im Haydn den Philipp Emanuel Bach — in all diesen den Sebastian Bach wieder; aber was findet man in dem Letztgenannten? Nur ihn selbst! Wir lesen in diesen Tagen, an denen sich der gebildete Deutsche gern daran erinnern läßt, daß er einigen berühmten Tonkünstlern den Zoll der Pietät darzubringen verpflichtet sei, viel von einem Bach, welcher zwei Epochen angehöre: der der musikalischen Künstelei, die mit ihm abschlösse, und der der musikalischen Kunst, die mit ihm begönne. Dieser Bach ist eine Erfindung der Schematiker; er hat nie gelebt. Die Bachsche Kontrapunktik ist eine von der altniederländischen und altitalienischen himmelweit verschiedene. Sie hat mit der musikalischen Arithmetik nichts mehr zu thun.

Denn die kleinste Komposition Bachs ist ein künstlerischer Organismus, das heißt ein solcher, welcher in erster Linie der schaffenden Phantasie seine Entstehung verdankt. Der Phantasie, dem Träumen des Künstlers, und zwar des deutschen. Der Deutsche ist von Natur aus Träumer, und der erste große deutsche Komponist mußte erst recht ein solcher sein, zumal wenn er so subjektiv, so religiös und ein so gewaltiger Orgelspieler war, wie Bach. Aber wenn der deutsche Träumer ganz der Welt entrückt zu sein scheint, dann träumt er Gedanken: Weltphilosophie, Weltpolitik, Weltmusik. Musikalische Gedanken verlangen nun, wie jede anderen, ihre Logik

Bei den Heiligen am Salzsee.

Von

W. Wyl.

Salt Lake City, Ende Januar 1885.

Brigham Young.

Wie schwer war Brigham Young?

Ueber 200 Pfund.

Eine Frage, wie die obige, kam mir noch vor wenigen Monaten einfach gräßlich vor. Gestern habe ich sie selbst an Jemanden gestellt, der mit Brigham Young vierzehn Jahre lang persönlich verkehrt hat. Jahre lang schien es mir unerträglich, daß man einen Menschen nach seinem Gewicht beurtheilen solle, so wie dies mit den fetten Ochsen in den Schlachthöfen von Chicago geschieht. Mais, que voulez-vous? Man gewöhnt sich an Alles, nur nicht ans Gewichtwerden. Ich habe mich nun soweit brutalisirt, daß es mir vorkommt, als könnte man sich einen berühmten Mann leichter vorstellen, wenn man sein Gewicht weiß. Für die Amerikaner hat die Gewichtfrage einen unwiderstehlichen Reiz. Kommt eine berühmte Sängerin, wie die Nilson oder Patti, in eine Stadt, gleich sind die Reporter da und am nächsten Morgen melden die Blätter das Gewicht der Diva, nicht ungefähr, sondern in einer genauen Zahl ausgedrückt, 150, 180, 210 Pfund — je nachdem. Wenn der Amerikaner weiß, was Jemand wiegt und „wieviel werth" er ist, dann stellt er sich seinen Mann vor. Uebrigens wäre es faktisch nicht uninteressant, wenn man genau wüßte, welches „Nettogewicht" große Männer und Frauen gehabt haben. Alcibiades im Vergleich zu Sokrates, Kleopatra und Oktavia, Julius Cäsar und Vitellius, Phryne und die Jungfrau von Orleans, Heinrich VIII. und die Boleyn, Rubens und Rembrandt, Alba und Egmont, Thersites und Ajax . . .

Ich habe mir hier schon viel Mühe gegeben, von Brigham Youngs Persönlichkeit eine klare Vorstellung zu erlangen. Die Aufgabe ist verhältnißmäßig nicht schwierig. Es giebt hier noch massenhaft Leute, die den Propheten gekannt, die mit ihm gesprochen, gescherzt, gegessen haben. Die Leute beschreiben Einem noch seine Bewegungen, seinen Gang, seine stattliche, imponirende Erscheinung; den Klang seiner Stimme haben sie noch im Ohr, sein Gebet, das außerordentlich feurig und innig war, zittert ihnen noch im Gemüthe nach. Und doch bleibt solche Arbeit Mosaik, wegen der Besonderheit von Brighams Charakter. Der Mann war fromm; er war überzeugt davon, daß Joseph Smith der Erwählte des Herrn gewesen. Er war aufrichtig fromm und zugleich, wie der selig im Herrn ruhende Herzog von Alba, ein Henker; er war unwissend, und ein genialer Organisator; sanft und liebenswürdig, furchtbar cynisch; ein treuer Freund seiner Freunde, im höchsten Grade gewissenlos, ein Hanswurst auf der Rednerbühne und ein feiner, kalter Diplomat am Konferenztisch; großartig in Plänen und miserabel klein in Geldsachen, ein gewaltiger Heros und ein schmutziger Schuft, König und Bandit, halb Gott und halb Bestie.

Als Sohn eines armen Farmers 1801 geboren, wurde Brigham selbst als Bauer erzogen und ernährte sich später als wandernder Glaser. Trotz seiner großen Talente hätte er wohl nie Ruf erlangt, obwohl er sicherlich in irgend einer Stellung Geld gemacht hätte, wenn er nicht zufällig mit Joseph Smith, dem Propheten, bekannt geworden wäre. Aus der Masse von verkommenen Abenteurern und armen Teufeln, welche die neue „Kirche" gründen halfen, taucht er plötzlich 1835 als „Apostel" empor. Smith, der kein Mann von Energie war, fühlte bald die Ueberlegenheit Brighams in diesem Punkte und schickte ihn u. a. 1839 als Missionär nach England, von wo Brigham mit einer gewaltigen Ladung von neugetauften „Heiligen" zurückkehrte. Im Sommer 1844 wurde Joseph Smith vom Volke in Illinois gelynchet, und obwohl Sidney Rigdon, der Josephs Helfershelfer beim Betruge mit dem „Buch Mormon" gewesen war, sich für einige Wochen ans Steuerruder der Kirche stellte, so gelang es Brigham dennoch, ihn zu verdrängen und sich selbst zum Führer aufzuwerfen. Er war eben der rechte Mann in diesem gefährlichen Augenblicke. Der neuen Kirche drohte damals der Untergang. Das Volk von Illinois, in dessen Mitte die Heiligen ihr Zion unter dem Namen „Nauvoo" gegründet und mit einem steinernen Tempel geschmückt hatten, war entschlossen, eine Sekte auszurotten, die offen erklärte, daß sie zur Herrschaft über die Heiden berufen sei und daß der Herr alle ihre Feinde vernichten werde. Die Lage der Mormonen war damals die verzweifelte der Israeliten in Egypten und Brigham Young war der einzige unter ihnen, der das Zeug zu einem modernen Moses in sich hatte.

Und eines Moses bedurften die Tausende von Heiligen damals in Wahrheit. Galt es doch, eine hungernde und frierende Schaar, Männer und Greise, Weiber und Kinder, über tausend englische Meilen durch die Wüste zu führen. Zwischen dem Missouri und dem Stillen Ocean, wo es jetzt hunderte von Städten und unzählbare Tausende von Farmen giebt, gab es damals nichts als zwei oder drei militärische Forts, Millionen von Büffeln und Schwärme von Indianern. Zweimal zog Brigham mit den Seinigen jenen Weg der Schmerzen und Entbehrungen, des Hungers und der wunden Füße. Am 24. Juli 1847 erblickte er an der Spitze eines Häufleins von 143 Getreuen zum ersten Male das ihm angeblich verheißene Thal des Salzsees. Im Jahre 1848 kam er mit dem Gros seiner Armee im Thale an, legte sofort die Stadt aus, widmete dem Herrn einen Block für den Tempelbau und schon im Jahre 1850 sehen wir ihn als den von der Regierung der Vereinigten Staaten ernannten Gouverneur von Utah; er residirt in einer selbstgeschaffenen Stadt, hat ein behauftes und gesättigtes, ihm auf Tod und Leben ergebenes Volk hinter sich, ist der Abgott seiner Freunde, der Schrecken seiner Feinde und fängt an, steinreich und weltberühmt zu werden.

Ah, was aus einem Yankee nicht Alles werden kann! Kein Volk der Erde vereinigt in sich mehr Sinn für Geldmachen und Geschäft mit Frömmigkeit und puritanischen Bräuchen. Der Ausländer faßt dergleichen nicht leicht, wer aber mit „Yankees" gelebt hat, der weiß, daß in jedem von ihnen ein Shylock steckt, „respektabel" im eigenen Hause und auf dem Platze nichts als Kaufmann, mit einem Falkenauge für jeden Profit. So konnte Brigham inbrünstig beten und dann gleich den Befehl geben, daß alles Getreide aufgekauft werde, das er dann mit ungeheurem Nutzen wieder verkaufte; er konnte einem alten Freunde herzlich die Hand drücken und im nächsten Augenblicke einem seiner Bravi einen Wink geben, einen Apostaten aus dem Wege zu schaffen.

Zwei Dinge waren an dem Manne ganz besonders charakteristisch. Das erste war seine wunderbare Menschenkenntniß. „Wenn er einen Mann zum ersten Male sah" — so erzählte mir einer seiner Freunde — „so wußte er augenblicklich, wen er vor sich hatte. Er wußte sofort, ob der Mann ihm gut oder böse gesinnt sei, ob er ihn als Werkzeug gewinnen könne oder nicht, ob er ihn kaufen könne oder nicht. Er irrte fast nie in seinem Urtheil über Menschen." Das zweite war der „Magnetismus" seiner Persönlichkeit. Das Wort ist seit der letzten Präsidentschafts-Wahlkampagne gerade wieder sehr geläufig in Amerika; Blaine soll diese Gabe, seine Umgebung bezaubern und seinen Zwecken absolut dienstbar machen zu können, im hohen Grade besitzen, im Gegensatze zu Cleveland, der weder aufs Bezaubern ausgeht, noch auch sich bezaubern läßt. Brigham aber war ein Zauberer ersten Ranges. Er hatte keine Freunde, sondern Anbeter, keine Frauen, sondern ehrfurchtsvolle Sklavinnen, kein Volk, sondern eine Armee von Knechten. Es kam gar nicht selten vor, daß Gläubige zu ihm kamen mit den dringenden Bitte, sie tödten zu lassen, weil sie sich dieser oder jener unverzeihlichen Sünde bewußt waren. Es gab keine geschäftliche, keine häusliche Angelegenheit, wo man den Propheten nicht um Rath fragte — es war nicht seine persönliche Meinung, die man erfahren wollte, sondern das „Wort des Herrn". Natürlich fehlte es da nicht an komischen Vorfällen. Eine alte Dame verlangte von ihm zu wissen, was die Ansicht des „Herrn" in Bezug auf Flanell sei; ob sie rothen oder gelben Flanell tragen solle. Brigham verlor seinen Ernst nicht und sagte: „Gelb ist vorzuziehen, auf alle Fälle". Der Notar Diehl, ein sehr intelligenter Deutscher, der Brigham Young Jahre lang persönlich gekannt hat, erzählte mir folgende Geschichte: „Ein Barbier in Salt Lake City, an der Hauptstraße, hatte einen armen Jungen im Geschäft, der bei einem Unfall beide Beine unter dem Knie verloren hatte. Der Junge war ein gläubiger Mormone und war bei seinen Glaubensgenossen, wie auch bei den „Heiden" sehr beliebt, denn er war fleißig, nüchtern und immer guter Laune. Sein Geschäft beim Barbier war das Stiefelputzen. Hatte er einen Kunden bedient, so hüpfte er auf einen Stuhl mit bürstete den Kunden ab, Alles in seiner gefälligen, lustigen Art. Ein Apostel sagte einmal in einer Predigt, daß Brigham Young Wunder wirken könne, und das mußte dem Krüppel wahrscheinlich genug erscheinen: ist es doch Lehre dieser Kirche, daß die Priester durch Handauflegen Krankheiten heilen können. Was thut nun der junge Mormone? Er nimmt sich ein Herz und geht zu „Bruder" Brigham. „Du weißt, Bruder Brigham," sagt er, „daß ich stets, seit mehr

und diese nennt sich: Polyphonie. Musikalisch er- und empfinden, heißt polyphon denken.

Die vorzüglichsten musikalischen Formbeherrscher sind diejenigen, denen am meisten, und diejenigen, denen am wenigsten einfällt. Nun besitzt der Dilettant, der kunstrichterliche Schöffe des neunzehnten Jahrhunderts, sehr selten einen feiner entwickelten Formensinn. Er steht deshalb den Offenbarungen höchster Formenkunst wie den Erzeugnissen handwerksmäßiger Routine mit dem Gefühl gleicher Verlegenheit gegenüber und erklärt Bach für unmelodisch. Er hält Alles an Letzterem für Gelehrsamkeit, während Alles Erfindung und nichts als Erfindung ist. **Es hat niemals einen Musiker gegeben, der „mehr Melodie" besessen hätte, als Bach.**

Dieser schreibt nur, wenn er etwas zu sagen hat; Aehnliches, wie die Händelsche Koloratur, die Mozartsche Bewegungsfreudigkeit, das Mendelssohnsche Redebedürfniß kennt er nicht. Aus einem Bachschen Tonstück ließe sich kein Takt entfernen, ohne den Bau des Ganzen zu zerstören. Füllpartien, wie die Halbschlüsse, wie die Rosalienketten in den Werken späterer Meister, giebt es bei Bach nicht, und zwar deshalb nicht, weil eben Alles Melodie ist. Melodie, welche dem Neuling mitunter noch ein wenig befremdlich klingt, da Naivetät (Haydn) und Sentimentalität (Beethoven) in ihr noch gebunden sind, aber Melodien von solch' langem Athem, wie sie seitdem nie wieder gesetzt wurde.

Ja, Bach ist der einzige Tonkünstler, bei dem auch jede Begleitungsstimme zur Melodie wird. Deswegen sieht eben Mancher den Wald vor Bäumen nicht. Weswegen hat denn Niemand solch' herrliche zweistimmige Sätze schreiben können wie Bach? Warum klingt ein derartiger so voll und reich, wie der vier- und fünfstimmige eines anderen Komponisten? Weil besagte zwei Stimmen vom Anfang bis zum Abschlusse des Tonstückes ununterbrochen melodisch geführt sind. Goethe hat das Wort von „der größten Kraft im kleinsten Raume", das ist auf Niemanden mit mehr Recht anzuwenden, als auf Bach, den Einzigen, welcher für Violine Solo polyphon schreiben konnte. Es giebt in der ganzen musikalichen Literatur zu den Violinsuiten Bachs kein Seitenstück!

Und Bach ist dann am melodischsten, wenn er die strengsten Formen anwendet. Die Bach'sche Fuge enthält das Sublimat der Bach'schen Melodik. Sie macht den Eindruck, welchen das deutsche Lustspiel niemals macht, den der dramatischen Improvisation. Sie ist nicht „gearbeitet", sondern erfunden. Wäre dem nicht so, dann würde jeder gute Kontrapunktiker im Stande sein, ein Fugenthema, welches Bach in einem dreistimmigen Satze durchgeführt hat, in einem fünf- oder zweistimmigen zu verarbeiten. Das ist aber ein Ding der Unmöglichkeit; man mache einmal ein solches Experiment, und man wird sofort erkennen, wie an Stelle der melodischen die mathemathische Polyphonie tritt! Ist jedoch festgestellt, daß ein Bach'sches Motiv nur eben gerade in Bach'scher Einkleidung musikalisch wirksam ist, so ergiebt sich daraus, daß eben diese Einkleidung in gleicher Weise wie der motivische Kern, den sie einschließt, nicht das Werk reflektirender, sondern produzirender Kunstkraft ist. Zum mindesten giebt es keinen Künstler, der dem, welcher sich nach Möglichkeit in den Werdeprozeß des Kunstwerkes hineinleben möchte, so wenige Blicke in die Werkstätte des Genies vergönnt, als Bach.

Es wird auch mit allem Studiren keine psychologische Erklärung dafür gefunden werden, daß sich in den Schöpfungen dieses gesetzmäßigsten aller Meister die größten harmonischen Kühnheiten finden. Es will lange nicht soviel besagen, im freien, ungebundenen Styl eine überraschende Wendung anzubringen, als das Unerwartete in den Bahnen des absolut Folgerechten auftauchen zu lassen. Bach besaß einen Sinn für romantische Klangkombinationen, wie solcher nur sehr wenigen Tondichtern zuzuschreiben ist. Doch diese wundervollsten Kombinationen der Phantasie sind zugleich stets Kombinationen der musikalischen Logik. Wenn wir Bachs und Wagners harmonisches Glaubensbekenntniß recht verstehen, so besteht es aus zwei Sätzen: Erlaubt ist, was vorbereitet ist -- Dissonanz ist nur der Zusammenklang, der nicht aufgelöst werden kann.

Ist seinerseits der dritte Aufzug des „Parsifal" ohne Bach nicht denkbar, so legt die Bach'sche Harmonik wiederum Zeugniß ab für die unglaubliche, ohne Beispiel dastehende Originalität dieses Meisters. Einen rechten Begriff von der Eigenart eines derartigen Phänomens kann man indessen nicht sowohl durch die Würdigung der einzelnen tonkünstlerischen Vorzüge Bachs, als durch einen Blick auf die Erscheinung in ihrer Gesammtheit gewinnen.

Was bezeichnet den Gipfel musikalischer Originalität? Das, was nicht „arrangirt" werden kann. Jetzt denke man sich Bach „arrangirt"; denke sich ein Potpourri über Bachsche Motetten, „angereihte Perlen" aus der h-moll-Messe, die chromatische Phantasie „für kleine Hände eingerichtet", das „Magnifikat" für Militärmusik bearbeitet*)! Alles Dinge, welche sich schwer verwirklichen lassen möchten. Wir fürchten auch deshalb, daß Bach nie recht „populär" werden wird.

Wenigstens bei den Dilletanten, und das ist ein Glück für Bach im Besonderen, wie für die Musik im Allgemeinen. Das bloße Vorhandensein des Johann Sebastian bildet den besten, indirekten Schutz gegen die musikalfsche Halbbildung der Gegenwart. So lange noch etwas besteht, dem selbst die Frechheit des protegirten Salonspielers, selbst die Ungenirtheit der höheren Tochter scheu aus dem Wege gehen, besitzt der ernsthafte Musiker noch einen Zufluchtshafen, von dem aus er der musikalischen Emanzipation der Massen mit sardonischem Lächeln zuschaut. Weiß er doch, daß die Fluthen sich eines Tages wieder ebenso rasch verlaufen werden, als sie gekommen sind — sobald der Wind der Mode sie einmal anderen Küsten zutreibt; die Schwesterkünste mögen alsdann zusehen, an wem sie ihren Rückhalt, ihren Bach finden. Kaum ist heutzutage in der kleinsten Hütte für die oeuvres complètes des Fréderic Chopin und für eine unholde Transskription des „holden Abendsternes"; aber das „Wohltemperirte" ist glücklicherweise noch nicht „Gemeingut der deutschen Familie" geworden. Deswegen ist auch Walhall noch nicht verloren und Aussicht vorhanden, daß unser Musikleben nach Jahr und Tag wieder einen vornehmeren Charakter aufweisen wird. Die Kunst kann nur dann Volkskunst sein, wenn sie aristokratisch bleibt.

Wer also seine Musik wahrhaft liebt, der setze sich an die Orgel Sebastian Bachs: dort wird er die Zeichen finden, mit denen er die plebejischen Klavierteufel erfolgreich zu beschwören vermag. Allda wird ihm auch deutlich verkündet werden, daß es einen epischen, lyrischen und dramatischen Bach gäbe, daß die ganze deutsche Musik nur in dem Ausbau und in der Erweiterung des ihr durch Bach gewonnenen Gebietes erstarkt sei, und daß demzufolge Bach nur dann veralten würde, wenn die deutsche Musik je veralten könnte. Daselbst wird er endlich auch der Weisheit letzten Schluß erfassen, welcher da lautet: Die Geschichte der Bach'schen Fuge ist die Geschichte der unendlichen Melodie, ist die deutsche Musikgeschichte. Bach war genial, seine bedeutendsten Nachfolger aber sind ihm nicht etwa kongenial, sondern höchstens postgenial!

*) Auch ernsthafter zu Nehmendes, wie die Uebertragung der Orgelfugen für Klavier durch Franz Liszt, wie die Versuche von Raff und Albert, einzelne Stücke für „großes Orchester" zu setzen, ist mit Rücksicht auf prinzipielle Gesichtspunkte abzulehnen.

Friedrich Hebbel über Richard Wagner.

Mittheilungen aus ungedruckten Briefen.

Von **Oscar Blumenthal**.

Die Herausgabe von Friedrich Hebbels „Tagebüchern", die man bis jetzt nur aus den launenhaften Auszügen von Emil Kuh kannte, hat wieder die Aufmerksamkeit der literarischen Welt lebhafter, als es in den letzten Jahren der Fall war, auf die eigenthümliche Gestalt des Dichters gelenkt. Friedrich Hebbel, der mit so maßlosen Hyperbeln begann und in seiner „Judith" sich mit der Wildheit eines jungen Löwen geberdete, um allen neun Musen mit seinen verwegenen Tatzengriffen in den Nacken zu fahren, er hat sich durch eine Selbsterziehung von beispielloser Strenge und Energie zur klarsten und reifsten Kunsteinsicht durchgerungen. In vielen gelegentlichen Aufzeichnungen des Dichters finden wir Aphorismen, die den abgeklärtesten Geschmack und ein seltenes kritisches Feingefühl bezeugen. Sie stimmen nicht immer mit den steifen Gesetzen der Schulästhetik zusammen: Denn es sind Bekenntnisse eines trotzigen Selbstdenkers. Aber in allen den paradoxen Ueberraschungen steckt ein werthvoller Kern von Wahrheit, den man nur aus den stachligen Worthülsen Friedrich Hebbels hervorzuschälen braucht, um ihn fruchtbar aufgehen zu lassen.

Die nothwendige Ergänzung der „Tagebücher" wären die Briefe Friedrich Hebbels, deren Veröffentlichung von Heimathsgenossen des Dichters längst angekündigt worden ist. An Umfang dürfte diese Briefsammlung weit über die „Tagebücher" hinausgehen. Denn der Dichter war ein gar gesprächiger Briefschreiber, der ganze ästhetische Abhandlungen auf seinen großen Quartbogen durch die Post versandte. Der Empfänger, der das Recepisse zu unterschreiben hatte, war dabei im Grunde nur eine vorgeschobene Persönlichkeit: In Wirklichkeit ist die Mehrheit dieser Briefe an die Nachwelt gerichtet, ist von Anfang an als ein Beitrag zu Friedrich Hebbels sämmtlichen Werken gedacht gewesen ... und wie man von den Abgeordneten, die im Parlament ihre Wahlreden halten, mit Fug gesagt hat, daß sie zum Fenster hinaus sprechen, so kann man von Friedrich Hebbel mit Recht behaupten, daß er zum Fenster hinaus — geschrieben hat. Man mag diese selbstgefällige Schwatzhaftigkeit eines Poeten, der schon von seinen Zeitgenossen auf den Nachruhm einen starken Vorschuß gefordert hat, belächeln und bespötteln: Gewiß ist, daß Friedrich Hebbels Briefe dadurch einen seltenen Inhalts- und Gedankenreichthum gewonnen haben.

Vor mir liegen als eine Spende von befreundeter Hand zwei Briefe, die der Dichter, durch die Aufführung der „Genovefa" in Weimar angeregt, an Franz Dingelstedt gerichtet. Das Trauerspiel kam damals in der Wiener Bearbeitung zur Darstellung, „und" — so schreibt der Dichter — „bei dieser Bearbeitung scheint allerdings weniger die Feder als die Art gewaltet zu haben." Der Erfolg war indeß ein recht glücklicher; es entspannen sich seitdem rege Beziehungen zwischen Friedrich Hebbel und den Weimarer Freunden; und obwohl der Dichter von seinem Aufenthalt in der klassischen Stadt das Spottwort mitheimbrachte: „Um in Weimar leben zu können, muß man entweder Goethe oder sein Kutscher sein", so hat er doch die Verbindungen mit der kunstliebenden Kreisen Weimars gern gepflegt. Von hier aus ging ihm auch Richard Wagners Reformschrift „Oper und Drama" zu. Er wurde um sein Urtheil gefragt, und er formulirt es in dem mir vorliegenden Briefe klar und energisch wie folgt:

> ... „Ich habe Richard Wagners Konfessionen — denn so möchte ich sein Werk nennen — mit aufrichtiger Theilnahme und großer Aufmerksamkeit gelesen. Schon der Enthusiasmus thut sehr wohl, den er für seine Kunst an den Tag legt, und die Darstellung seines individuellen Entwickelungsganges ist in hohem Grade instruktiv. Aber ebenso deutlich ist es mir auch geworden, daß alle seine Reformvorschläge auf gründlichem Mißverständniß des Dramas beruhen. Welch ein Irrthum, das Drama, welches die Totalität des Menschen und der Welt in sich aufnehmen und wiedergeben soll, auf die Gefühlsmomente beschränken zu wollen! Das hieße, es zu einer Kastration verdammen, die wahrlich nicht weit mehr vom Selbstmord entfernt wäre. Das Lustspiel fiele damit von selbst weg, da dies es nur immer und überall mit dem Verstande zu thun hat. Aber auch die Tragödie müßte auf Alles Verzicht leisten, was den Dichter in Spannung setzt. Mir ist ein solcher Irrthum um so unbegreiflicher, als der flüchtigste Rückblick auf die Geschichte ihn nach meiner Meinung hätte aufdecken müssen. Oder wären die Griechen und Shakespeare auch nur Vorläufer, die ihre Glocken im Sande gossen, weil die rechte Form noch nicht gegraben war? Ich kann mir keinen Sterblichen vorstellen, der die Kühnheit hätte, auf diese Frage mit einem Ja zu antworten." ..

Nach dieser theoretischen Ablehnung der Schrift von Richard Wagner fährt Hebbel positiv fort:

> „Die Wahrheit ist, daß die Musik nur die Gefühlsmomente ausdrücken kann. Daraus folgt aber nicht, daß das Drama die übrigen ausscheiden, sondern einzig und allein, daß jene sich auf sie beschränken muß. Im Uebrigen bin ich längst der Ueberzeugung gewesen, daß zwischen Drama und Musik eine weit innigere Verbindung möglich ist, als bisher bestand. Das Drama, wenigstens das höhere, hat immer Momente, wo es aus Oekonomie nicht individualisiren darf und doch auf eine Wirkung rechnen darf, die durch ein Paar allgemeine Linien nur halb erreicht wird: Dort trete jedesmal die Musik ein! ... So viel ist aber gewiß: Auch als bloßer Sauerteig, der einmal Alles wieder in Gährung bringt, hat Wagners Buch seine Berechtigung ... Seine drei Dichtungen sind als Operntexte vortrefflich. Wollen sie aber als Surrogate für Dramen gelten, so sind sie der beste Beweis für das, was ich sagte."

Es versteht sich von selbst, daß in der damals wie heute von Franz Liszt beherrschten Weimarischen Musikgemeinde diese Aeußerungen Friedrich Hebbels als wahre Ketzergedanken erscheinen mußten. Wie! Die Texte Richard Wagners nicht einmal Surrogate für Dramen?

---

als zehn Jahren, ein eifriger Mormone gewesen bin. Ich habe stets von meinem kleinen Verdienst pünktlich alle Monate meinen Zehnten bezahlt und der Kirche in Allem gehorcht. Ich weiß, daß Du Wunder wirken kannst und bitte Dich nun: Gieb mir meine Füße wieder!" Brigham gerieth nicht einen Augenblick außer Fassung. „Du hast vollkommen Recht, mein junger Freund," sagte er. „Ich kann in der That Wunder wirken, und es würde mich nicht mehr kosten, als eine Bewegung mit meiner Hand (a waiving of my hand), und Du hättest Deine Füße wieder. Aber bedenke: Wir leben in dieser Welt 60, und wenn es hoch kommt, 70 oder 80 Jahre. Dann aber, mein Sohn, kommt die Ewigkeit, die dauert ewig, ewig, ewig. Was wird die Folge sein, wenn ich Dir Deine Füße wiedergebe? Du wirst bei der Auferstehung die Füße bekommen, die Du verloren hast und die, welche ich Dir geben würde, blieben Dir auch — so würdest Du in der Ewigkeit, die — hörst Du? — ewig, ewig dauert, mit vier Füßen herumgehen müssen. Ist es nicht besser, sich diese kurze Spanne Zeit ohne Füße zu behelfen?"

Der junge Mormone glaubte seinem Oberpriester und König und that damit nur, was Hunderttausende seiner Zeitgenossen thaten. Es hat nie einen absoluteren König gegeben, als Brigham Young, nie ein blinder gehorsames Volk, als die Mormonen. Kein mormonischer Kaufmann verreiste nach dem Osten, um Waaren einzukaufen, ohne erst Brigham um Erlaubniß zu fragen; ja nicht einmal Reisen zum Vergnügen unternahm man, ohne sich des Mormonenpapstes Zustimmung und Segen zu holen.

Brighams Cynismus könnte ich durch viele Citate belegen, die keine Zeitung der Welt abdrucken würde. Eines aber will ich anführen: Als man ihn fragte, ob ihn der Tod eines eben verstorbenen Kindes nicht schmerze, sagte er: „The bull does not care for the calves" (der Stier kümmert sich nicht um die Kälber). Dieses Citat ist das zarteste aus meinem Vorrath, der fast ausschließlich aus Stellen aus seinen — Predigten besteht.

Brigham war, als er starb, an 3 Millionen Dollars „werth"; seine Erben mußten aber fast eine ganze Million, die eigentlich der Kirche gehörte, wieder herausgeben. Es giebt schon eine ganze Literatur über Brigham Young, aber ich gebe in diesen Skizzen nichts als das, was ich selbst von Zeitgenossen gehört habe — ans Abschreiben fremder Bücher gehe ich erst, wenn ich selbst eines über die Mormonen „verfassen" werde.

Vor wenigen Tagen stand ich an dem Grabe dieses modernen Moses. Er liegt weit hinten links in einem unbebauten Grundstück, unter einer schweren Granitplatte; das Grundstück ist gleich dem Grabe selbst mit einem Eisengitter eingeschlossen. Keine Grabschrift — aber der Geist des Mannes schwebt über der Stätte, von der man die Stadt, das Thal und die Berge überblickt. Ich glaube, daß ich am Grabe Macbeths ähnlich fühlen würde, wie ich hier gefühlt. Neben mir stand ein schlichter Mann, ein Mormone, Müller seines Zeichens. „Brigham war ein großer Mann," sagte ich, um dem Mann eine Freude zu machen. Er verzog keinen Zug seines Gesichtes und sagte langsam: „Yes, he was a smart man, very smart." Schlaf wohl, Bruder Brigham — Dein Volk verehrt die größte Deiner Eigenschaften: die Schlauheit!

Hat Sie Recht?

Scenen aus der modernen Gesellschaft

von **Auguste Montag.**

Erste Scene.

Schauplatz: Elegantes Wohnzimmer bei Dr. Hack.
Personen: Marie Hack — Lucie Gehrden.

Marie (schlichtes braunes Cachemirekleid) steht im Erker, winkt mit Hand und Tuch nach der Straße.

Lucie (elegantes Plüschkostüm) eintretend: Guten Tag, Kleine — störe ich Sie?

Marie: Im Gegentheil — Sie erfreuen mich. Nur einen Augenblick — noch einen Abschiedsgruß an meinen Mann.

Lucie (setzt sich): Wie romantisch —

Marie: Eine feste Abmachung. Ich öffne die Thür, wenn er kommt — wenn er geht, stehe ich so lange im Erker, bis er um die Ecke biegt (winkt nach der Straße). Adieu, adieu, Liebster.

Lucie: Es dämmert bereits.

Marie: Das Auge der Liebe sieht scharf.

Lucie: Flitterwochenstimmung nach einjähriger Ehe — Sie sind exemplarisch. — Und wie geht es sonst? Wie haben Sie sich gestern bei Feldens unterhalten?

Marie (setzt sich zu ihr): Es war eine Gesellschaft wie eine andere. Man plauderte, aß, plauderte wieder — und ging nach Hause.

Lucie: Es wurde doch getanzt. Frau Schöning, die ich soeben traf, war noch müde vom gestrigen Rasen.

Marie (kühl): Wir gingen vor dem Tanzen. Ich war abgespannt — Albert legt wenig Werth auf diese Art von Vergnügen.

Lucie: Wer führte Sie zu Tisch?

Marie: Frau Felden war so freundlich, mir meinen Mann als Nachbar zu geben. An meiner anderen Seite saß ein alter Herr — ich glaube ein Onkel des Hausherrn.

Lucie: Wie langweilig — verzeihen Sie — ich wundere mich, daß bei der großen Anzahl interessanter Männer, die bei Feldens verkehren — Ich dachte, Sie würden ein Heer von Schriftstellern und Künstlern kennen lernen.

Marie (kühl): Es wurde wenig vorgestellt. Die Herren hielten sich im Nebenzimmer auf — ich plauderte mit ein paar älteren Damen über Theater, Wirthschaft, Literatur.

Lucie: Armes Kind — Und Frau Schöning, die mir versicherte, es wäre der glänzendste Abend der Saison gewesen —

Marie (spöttisch): Allerdings — Frau Schöning —

Lucie: Die Herren lagen ihr wohl ausnahmslos zu Füßen?

Marie (verächtlich): Sie vielmehr ihnen. Sie ruhte meist auf der Chaiselongue des Herrenzimmers, in der Stellung einer Cleopatra.

Lucie (sehr interessirt): Und hatte gewiß wieder entzückend Toilette gemacht?

Marie (empört): Unerhört — ich wagte kaum hinzusehen. Eine ärmellose Tunika aus Silbergaze — fast durchsichtig. Das Unterkleid in weichen Falten, die sich jeder Bewegung anschmiegten.

Lucie (enthusiastisch): Diese Frau! — nicht mehr jung — nicht besonders schön. Und wie sie es versteht, die Männer zu fesseln!

Marie (verächtlich): Mühe genug giebt sie sich dazu.

Lucie: Sie hat den Muth ihrer Ueberzeugung — das kann nicht Jede von sich sagen.

Marie (erregt): Gut, daß Sie nicht sagen „den Muth ihrer Grundsätze" — denn die fehlen ihr gänzlich. (Ruhiger.) Wenn Sie hörten, wie ihre Verehrer von ihr sprechen.

Lucie: Ein billiges Mittel, die eigene Schwäche zu beschönigen.

Marie: Wie die Frauen sie hassen.

Lucie: Weil sie sie beneiden.

Marie: Sie werden doch nicht denken, daß ich —

Lucie: Sie? Oh das ist etwas Anderes. (Gutmüthig.) Wie alt sind Sie, Kind?

Marie: Zwanzig Jahre.

Lucie: Und zwölf Monate verheirathet — und in der Provinz klösterlich erzogen — das erklärt Vieles. In ein Paar Jahren werden Sie anders denken und — ich zweifle nicht an Ihrer Offenheit — auch anders sprechen.

Marie (gereizt): Weder eins noch das andere. Ich werde stets nur meinem Mann zu gefallen suchen — und seine Gesellschaft jeder anderen vorziehen.

Lucie: Dann verzweifle ich allerdings an Ihren gesellschaftlichen Erfolgen. Eine Frau von Welt muß verstehen, ihren Mann in der Garderobe abzugeben — wie ihren Pelzmantel.

Marie: Sie scherzen wohl nur?

Lucie: Symbolisch gesprochen — natürlich. Man braucht keine femme incomprise zu sein, wenn man nur gut versteht, sie zu spielen. Das „Räthsel" der Frauenseele ist des Mannes Lieblingscharade, und die Rolle des Trösters hat so angenehme Nuancen.

Marie (stolz): Eine brave Frau, die ihre Pflicht erfüllt, kann solche Künste stolz verschmähen.

Lucie: In ihren vier Wänden gewiß. Doch der Schein der Gaslampen verändert die Farbe der Tugenden. Im Ballsaal fragt man nicht: „Wie erzieht sie ihre Kinder? Was erspart sie wöchentlich von ihrem Wirthschaftsgeld?" sondern nur: „Wie ist sie angezogen? Ist sie lustig? Kann sie pikant plaudern?"

Marie (gereizt): Man könnte also in der Gesellschaft nur unter der Bedingung etwas gelten, sich selbst untreu zu werden —

Lucie: Seien Sie so schön, so reich oder so berühmt, daß Ihnen die blinde Menge bedingungslos zu Füßen liegt — — und Sie dürfen sich sogar Charakter gestatten ....

Marie (erregt einfallend): Oder verzichten Sie ganz und gar auf eine Gesellschaft, die so oberflächlich urtheilt —

Lucie (ruhig): Auch das. Errichten Sie in Ihrem Heim einen Altar der Häuslichkeit — der Familienliebe — opfern Sie darauf all die Vergnügungen, deren Nichtigkeit ebenso unanfechtbar ist, als ihre Unentbehrlichkeit. Die Welt wird Sie preisen — Ihre früheren Freunde werden sich, zwischen einem und dem anderen Fest, in Ihr Fauteuil werfen und rufen: „Wie beneiden wir Ihnen diese heilige Stille!" — Ihr Mann aber —

Marie: Nun?

Lucie: Ich fürchte — er wird sich langweilen — und nach unheiligeren Orten sehnen —

Marie: Wie schlecht kennen Sie ihn —

nur gute Operntexte und weiter Nichts? Den rebellischen Worten mußte entgegengetreten werden, und so hat es denn Hebbel in einem zweiten Briefe vorgezogen, sich knapper und ausweichender zu äußern: „Ich wäre begierig," schreibt er, „einmal Wagners Musik zu hören, da sie sich zum Texte verhalten wird, wie das heiße rollende Blut zur leeren ausgespritzten Ader." Er spricht den Wunsch aus, einmal unter der Direktion eines Meisters wie Franz Liszt eine Oper von Richard Wagner zu hören, und hofft dann „nicht blos die wogenden Fluthen, sondern auch den Geist Gottes, der sie erregt und bewegt, bewundern zu können."

Weitaus deutlicher aber, als in diesen diplomatischen Briefstellen, hat Hebbel in überlieferten Gesprächsäußerungen seine Abneigung gegen das Kunstwerk der Zukunft, das eine Melange aus allen Künsten darbieten will, wiederholt ausgesprochen. „Ich glaube gern," rief er einmal aus, „daß Richard Wagner Himmel und Erde stürmen möchte, um den Ruhm des gewaltigsten der Künstler zu pflücken. Ich sehe den gierigen Mund und das verschlingende Auge des Mannes, aber den Gottbegnadeten umspielt die Demuth, und wen die Götter wirklich zu ihrem Gastmahl ziehen, der beugt das Haupt, wie es Goethe gebeugt hat." ... Ein Ausspruch, der das ganze Gepräge des Dichters trägt. ....

Friedrich Hebbel hat einmal ein gutes Drama mit einem jener alten ehrwürdigen Gebäude verglichen, die ebenso viel Gänge und Gemächer unter der Erde wie über der Erde haben. Das Wort paßt auf Hebbel selbst. Diese reiche und tiefe Natur hat ihre weltscheu verborgenen Souterrains, ihre räthselvollen unterirdischen Geheimnisse. Man wird sie erst völlig verstehen lernen, wenn die Briefe des Dichters vor der Oeffentlichkeit aufgeschlagen sind, und darum wünschen wir, daß diese Briefe nun endlich an den Adressaten befördert werden, an den sie einzig gerichtet waren: — An das deutsche Publikum.

Ein Pariser Konsiliararzt.

Von C. Schreiber.

Jung und Alt, Groß und Klein, Arm und Reich, kennt in Paris den berühmten Professor Jean Martin Charcot. So oft Charcot den Hörsaal betritt, ist derselbe dicht gefüllt. Studirende, fertige Aerzte, zahlreiche Laien drängen sich zu den interessanten Vorlesungen des Klinikers. Der Hörsaal Charcots ist etwa vier Mal so lang als breit. Die eine Hälfte der Sitze liegt in der Ebene des Fußbodens, die andere ist aufsteigend angeordnet. Sämmtliche Fenster sind mit schwarz angestrichenen Läden verschlossen; der dunkle Raum wird durch Gas erhellt, welches, sowie die Laterna magica die mikroskopischen Bilder auf eine weite Leinwand wirft, abgedreht wird. Ist Charcots Vorlesung auf 10 Uhr Morgens angesetzt, so beginnt schon um 8 Uhr der Zudrang des Publikums. Sobald Charcot auf der Estrade erscheint, erhebt sich lang andauernder Applaus. Der Saal ist durch fünf- bis sechshundert Hörer bis zum Erdrücken gefüllt.

Charcot ist ein Pariser Kind. Im Jahre 1825 geboren, also jetzt sechzig Jahre alt, sieht er unglaublich jugendlicher aus. Seit 1862 ist Charcot der Salpetrière, der düsteren Stätte des Irrsinns und der schwersten Nervenerkrankungen, zugetheilt. 1860 wurde Charcot professeur agrégé; 1873, nachdem er einige treffliche Werke mit Studien veröffentlicht hatte, Professor der pathologischen Anatomie und Mitglied der Académie de médecine. Dieser Erneuerung folgte rasch das Band der Ehrenlegion. Charcot ist mittelgroß, kräftig gebaut. Den runden Kopf bedeckt reiches, nach rückwärts gekämmtes, noch immer kohlschwarzes Haar. Die Hautfarbe des bartlosen Gesichts ist auffallend dunkel, die Nase ist charakteristisch, etwas gekrümmt, ziemlich lang, wie die meisten romanischen Nasen. Die buschigen Augenbrauen treten scharf hervor. Der Ausdruck des Gesichts kennzeichnet Energie und Gutmüthigkeit. Ganz merkwürdig ist das Auge, bald braun, bald grau, in Momenten ernsten Nachdenkens leicht verschleiert, während der Prüfung der Kranken von durchdringender Schärfe. Geist, Güte und Liebenswürdigkeit sprechen aus den beweglichen Zügen.

Charcots Spezialität sind Nervenkrankheiten. Seine Diagnose ist zuweilen kühn, aber fast immer richtig. Mit dem Muthe der Ueberzeugung scheut er sich nicht, der Umgebung des Kranken, wenn der Letztere selbst sie fordert, auch diesem die volle, zuweilen traurige Wahrheit zu sagen. Häufig genug äußert er: „ich komme nicht mehr zu Ihnen, ich kann nicht helfen, und Sie sollen Ihr Geld nicht umsonst hinauswerfen." Charcot besitzt an der Salpetrière ein eigenes Museum, ein Laboratorium, ein photographisches Atelier und einen großartig eingerichteten Saal für elektrische Behandlung.

Magnetismus und Somnambulismus haben zu allen Zeiten in Paris große Aufmerksamkeit gefunden. Der Hypnotismus erregte alle Gemüther. Als Donato in der „salle Herz" sein Medium, Mademoiselle Lucille, vorführte und auch Personen aus dem Publikum als Medium gebrauchte, gab es förmliche Parteien, die sich für und gegen die Frage erhitzten. Die besten Geschäfte machte natürlich Donato. Die „salle Herz" war stets dicht gefüllt, und jeder Besucher zahlte 10 Francs Eintrittsgeld. Indeß sich bei Donatos Experimenten das Körnchen Wahrheit immer tiefer in der Spreu des Schwindels und der Lüge verlor, beschäftigte sich Charcot an der Salpetrière mit höchst interessanten und lehrreichen Experimenten des Sensitivismus und der gestörten Nerventhätigkeit. Speziell zu diesen Vorlesungen war der Zudrang ein massenhafter. Ganz wunderbare Erscheinungen vollzogen sich vor den erstaunten Hörern. Man brachte Charcot die von ihm bestimmten weiblichen Kranken, zumeist junge Mädchen, und nun führte Charcot alle die Zustände des Hypnotismus, des sogenannten Somnambulismus an seinen Hörern erläuternd und erklärend vorüber. Alle Zustände der Katalepsie, in absoluter Starrheit des Körpers, vom Todesgrauen bis zur höchsten Verzückung, das Durchsiechen der bloßen Arme mit Nadeln, spielten sich hier ab. Einzelne Kranke erkennen Charcots Tritt auf die größte Entfernung, einzelne, die kein anderer Arzt zur Ruhe bringt, verfallen nach wenigen Augenblicken durch Charcot in magnetischen Schlaf.

Der berühmte Mann spricht ruhig und gleichmäßig, klar, knapp und präzis. Dem Vortrage fehlt allerdings hinreißendes Feuer, doch wirkt er in seiner Anspruchslosigkeit nachhaltig belehrend und überzeugend. Es bedarf wohl nicht erst der Erwähnung, daß Charcot die merkwürdigen Probleme des gestörten Nervenlebens und die sie begleitenden übernatürlich scheinenden Symptome auf natürliche Grundlagen zurückzuführen und für die Auslegung jedes Symptoms eine wissenschaftliche Erklärung zu finden trachtet. Während die Medien der Donatos und Hansen alten Wunder- und Aberglauben in den Gemüthern erwecken, tragen die Studien und Vorlesungen Charcots zur Aufklärung und Erleuchtung in die Menschheit; — auf der einen Seite wird mit den erkrankten Nervengebilden ein frevles, sie reizendes Spiel getrieben, auf der andern wird, sobald die traurige Thatsache konstatirt ist, mit aller Kraft die Heilung derselben angestrebt.

Charcot hat viel geschrieben und nur treffliche Arbeiten geliefert, dennoch ist er als Therapeut, als Diagnostiker, als Experimentator bedeutender denn als Schriftsteller. Er wirkt unmittelbar durch seine Individualität. Bei der Behandlung der Nervenkranken kommt ihm sein tüchtiges philosophisches Wissen zu statten. Er liest wirklich in den Seelen. Von Charcots Ordination erhält man nur dann eine Vorstellung, wenn man einige Nachmittage damit verbracht hat, vergebens auf den Meister zu warten. Wer zu Charcot will, meldet sich vorher schriftlich, — er wird für einen bestimmten Tag bestellt. Nachdem man etwa von 1 bis 6 Uhr Abends gewartet hat, ohne vorzukommen, erhält man vom Diener eine Karte mit dem Worte „Bibliothek" und der Weisung, sich an einem andern Tage wieder einzufinden — und in dem genannten Raume zu warten. Zuweilen gelingt es, und man spricht Charcot, — häufig wartet man abermals vergebens, dann wird eine zweite Karte mit dem Worte „Speisesaal" übergeben. Ist der Andrang ganz ungewöhnlich, so führt endlich eine dritte Karte „Kleiner Salon" zum Ziele. Wer von seinem Arzt begleitet wird, kann jedoch immer augenblicklich eintreten. Einmal im Allerheiligsten Charcots, hat man die Beruhigung, genau und aufmerksam untersucht zu werden. Ohne die schriftliche Krankengeschichte wird Niemand vorgelassen. Charcot liest und prüft, untersucht mit Gründlichkeit, — ihn kümmert es nicht, daß draußen in vier Sälen Kranke warten, sein ganzes Augenmerk gehört dem gegenwärtigen Patienten. Wer Charcot verläßt, geht meist getröstet und ruhiger nach Hause, — selbst jene, denen der Meister eine düstere Prognose stellen mußte, tragen ihm das nicht nach. Man kann nicht milder und ernster die Wahrheit sagen, — jeder fühlt das Mitleid und die Theilnahme heraus. Was die Fakultät an Ehren zu vergeben hat, ist Charcot geworden. Erst unlängst hat die Gesellschaft für Anatomie ihm die goldene Ehrenmedaille überreicht. Charcot lebt in glänzenden äußeren Verhältnissen, sein Haus ist fürstlich eingerichtet, dabei geschmackvoll und kunstsinnig wie die Heimstätte eines Ritters vom Geiste.

Et cetera.

B. Bei Gelegenheit der Wiederaufführung von **Josef von Weilens „Edda"** im Wiener Burgtheater schreibt man uns von der Donau, verlohnt es sich wohl der Mühe, ein Mal das ganz ungewöhnliche Verhältniß darzulegen, in das Weilen zum österreichischen Kronprinzenpaare getreten ist. Vor ungefähr vier Jahren mußte sich der Dichter der „Edda" eines bösartig auftretenden Augenleidens wegen sowohl in seiner Eigenschaft als Professor an der Kriegsschule, wie in der anderen als Scriptor an der Hofbibliothek in den Ruhestand versetzen lassen. Schlimme Tage schienen für Weilen zu kommen. Da wurde durch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen seine Wahl zum Präsidenten des Journalisten- und Schriftstellervereins „Concordia" veranlaßt, und bald darauf faßte Kronprinz Rudolf den Plan zur Herausgabe seines großen ethnographischen und kulturhistorischen Werkes: „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild". Es lag nahe, zum Chefredakteur des österreichischen Theiles den „Concordia"-Präsidenten und dramatischen Dichter Josef Weilen zu berufen, und Weilen wußte sich Schritt für Schritt in der persönlichen Gunst und persönlichen Achtung des Kronprinzenpaares so festzusetzen, daß er heute thatsächlich ein hervorragender Vertrauensmann desselben ist, vier bis fünf Mal in der Woche en petit comité mit dem Thronfolgerpaare speist, die intimste Theilnahme desselben für die Verhältnisse und Vorgänge in der Wiener Zentralliteraturwelt nährt und seit zwei Jahren das Erscheinen des Kronprinzen auf dem Balle der „Concordia" veranlaßt hat.

* * *

th. Gespräch in einem **Redaktions-Büreau:** „Die Feuilletons des Herrn X. werden immer zahlreicher und langweiliger!" — „Wir hätten ihm, Anfangs nicht so freundlich entgegenkommen sollen; zuerst schrieb er mit dem kleinen Finger, dann nahm er die ganze Hand." — „Was sollen wir aber jetzt mit ihm anfangen?" — „. . Den Papierkorb niedriger hängen!"

* * *

th. Vor Kurzem ging durch die Wiener und Berliner Presse die Nachricht, daß Herr **Franz Jauner** in einem neuen Anzengruberschen Volksstücke seinen Beruf als Schauspieler wieder aufnehmen werde. Der ehemalige Direktor des Ringtheaters unseligen Angedenkens, welcher gegenwärtig das Theater an der Wien unter der Flagge der Scheindirektion Walzel leitet, hatte thatsächlich vor einigen Monaten mit dem Dichter das Uebereinkommen getroffen, daß sein nächstes Stück mit ihm (Jauner) in der Hauptrolle im Theater an der Wien zur Aufführung gebracht werden sollte. Vor einigen Tagen jedoch sah sich Jauner veranlaßt, seine diesbezügliche Idee ganz aufzugeben. Anzengruber hatte nämlich den ersten Akt des Stückes vollendet und denselben dem Direktor übergeben. Während der Lektüre bemerkte Jauner zu seiner nicht geringen Ueberraschung, daß Anzengruber ihm eine Rolle auf den Leib geschrieben hatte, welche zufällig so auf ihn paßte, daß an eine Darstellung derselben durch ihn gar nicht mehr gedacht werden konnte. Herr Jauner sollte in dem Stücke einen Wiener Geschäftsmann spielen, dessen Bruder wegen einer großen Defraudation einen Selbstmordversuch macht. Bekanntlich hat sich der Bruder des Direktors Jauner, der Direktor der Escompte-Gesellschaft Lukas Jauner, wegen Defraudirung von zwei Millionen vor Kurzem thatsächlich erschossen. Anzengruber hatte den Plan seines Stückes schon lange zuvor entworfen. Der Zufall machte eben die freie Idee des Dichters nachträglich zur That.

* * *

G. Er war sehr wohl bekannt in der **italienischen Künstlerwelt**, der schlaue Impresario „Peccuri," der tausend und einmal „pleite" gemacht hatte, der es immer so anzustellen wußte, daß er, war der pekuniäre Erfolg der Stagione noch so mittelmäßig, den Schauplatz nicht ohne Profitchen verließ. Zu seinen schlauesten Streichen gehört aber der Coup, den er eines Tages in Bologna ausführte. Die Sänger der italienischen Oper erhalten ihre, wie man weiß, sehr beträchtlichen Gagen in vier Vierteln. Das erste Viertel nach der ersten Probe, u. s. w. Das letzte Viertel nach der letzten Vorstellung. Die Geschäfte waren in Bologna nicht eben glänzende gewesen, aber Peccuri hatte seine drei Viertel ehrlich bezahlt, die Stagione ging ihrem Ende entgegen, und der Termin des letzten Viertels näherte sich. Da verbreitete sich das Gerücht, Peccuri sei schwer erkrankt, — und so war es. Der Impresario hielt sich vom Theater fern, man hörte Beunruhigendes, und eines Tages, es war am Tage, an welchem die Stagione schloß, hieß es: Peccuri sei gestorben. Und so war es. Peccuri lag aufgebahrt in seiner Wohnung, in einem schwarzen Gewande, mit weißen Handschuhen und von Blumen umgeben. Die Mitglieder versammelten sich an seiner Bahre, der Verlust ging ihnen nahe, besonders denen, die noch das letzte Viertel ihrer Gage von Peccuri zu erhalten hatten. — Betrübt löste sich am nächsten Tag die Gesellschaft auf, jeder reiste nach einer andern Richtung hin ab, und erst als die Luft ganz rein war,

---

Lucie: Länger als Sie, Kind. Glauben Sie einer Frau — die aus Erfahrung spricht.

Marie: Aber doch nicht danach handelt —

Lucie (fein): Ich bin Wittwe — und habe das traurige Vorrecht, mein eigener Kritiker zu sein. Wenn man aber einen Mann hat, dessen Eitelkeit Rücksichten verlangt ....

Marie (rasch): Albert ist nicht eitel.

Lucie: Ist er es noch nicht?

Marie: Und er fragt nicht nach dem Beifall Anderer — sein eigenes Urtheil genügt ihm.

Lucie: Wenn man mit seinem Urtheil stets allein bleibt, wird man leicht irre an dessen Richtigkeit.

Marie: Sie meinen, es bedürfte der Huldigungen einiger Gecken, um mich in seinen Augen zu erhöhen?

Lucie: Müssen es denn immer Gecken sein? Auch erscheint uns nie ganz unbedeutend, wer unsere eigene Ansicht wiederholt.

Marie: Sie predigen also Kokotterie —

Lucie (fein): Die Männer der Anderen sind oft das beste Mittel, den eigenen fester zu fesseln — die Ehe ist ein Gericht, das leicht hausbacken wird und den Appetit verlegt, wenn man es nicht pikant zu würzen versteht.

Marie (empört): Abscheulich — (sich fassend): Alles, was Sie da sagen, verletzt mich. Es widerspricht den Grundsätzen, in denen ich erzogen. Man sagte mir stets, die Achtung des Mannes, der Mitmenschen sei das höchste Gut, nach dem ich streben müßte.

Lucie (spottend): Sie sind auf dem besten Wege, es dauernd zu erwerben. Ihre Freundinnen werden Sie in ihren trüben Stunden stets aufsuchen, in heiteren vielleicht um eine Heitere vergessen; Ihre Freunde werden Ihnen Leid und Kummer klagen, zum Contretanz aber vielleicht eine — Frau Schöning auffordern.

Marie (verletzt): Frau Gehrden —

Lucie: Verzeihen Sie, mein Eifer reißt mich hin, unhöflich zu werden. Ich spiele wahrhaftig die Rolle der Schlange und möchte doch, um Alles, nicht den Frieden dieses Paradieses stören.

Marie (stolz): Ohne Sorge, gnädige Frau, ich bin gegen jede Verführung gefeit.

Lucie: So sicher ist man nur zu zwanzig Jahren. (Steht auf.) Adieu, Kleine; einen Kuß als Zeichen, daß Sie mir nicht zürnen — oder wollen Sie mir einen besseren Beweis geben? Um 6 Uhr essen ein Paar Freunde bei mir; wir gehen dann in die Oper und soupiren bei Hiller. Seien Sie mit Ihrem Gatten meine Gäste.

Marie (sehr kühl): Ich bedaure sehr, Albert hat eine wichtige Arbeit vor — er will mir diktiren.

Lucie: Hausmütterchen. — Nun denn auf ein anderes Mal — und nichts für ungut. — Mein Gruß an Herrn Romeo — (geht).

Marie (ihr nachblickend): Ich war so glücklich, ehe sie kam — und jetzt?! — Mir ist als hätte sie in meinem Herzen etwas getödtet — es schmerzt und quält mich. — Ich will Albert Alles erzählen, ich will ihn fragen. — — Nicht doch. — — Er würde mich auslachen, er würde sagen: „Kehre Dich nicht nicht an das Geschwätz der frivolen Modedame, bleibe wie Du bist — wie ich Dich liebe. —" Und wie ich einzig und allein von ihm geliebt zu werden verdiene — ich fühle es in meinem Innern. — Alles was sie so überzeugend vertheidigte, ist hohl und falsch — sie hat nicht Recht!

Zweite Scene.

Ein Jahr später.

Dr. Albert Hack klingelt an seiner Wohnung.

Marie (einfaches schwarzes Seidenkleid, eine Blume auf der Achsel, das Haar glatt gescheitelt, ohne Schmuck) öffnet, umarmt ihn zärtlich: Guten Abend, liebster Schatz.

Albert: Schon fertig, Frauchen?

Marie: Fix und fertig. Du brauchst keinen Moment zu warten. Deine Sachen liegen bereit — ich helfe Dir.

Albert: Du verwöhnst mich. Wie soll das enden?

Marie (herzlich): Es soll nie enden — so wenig als meine Liebe.

(Pause.)

Albert (beim Ankleiden): Bist Du auch zu einfach für die große Gesellschaft?

Marie: Eben weil sie so groß ist, kann Jeder nach seiner Façon — Toilette machen. Ich habe mit Hilfe des Mädchens das Kleid etwas aufgefrischt; (stolz) ich trage es nun schon den dritten Winter — unverändert. Bin ich nicht eine sparsame Hausfrau? Dafür kann ich Dir zum Geburtstag das schöne Werk schenken, das Du Dir so lange gewünscht.

Albert (zerstreut): Braves Weib! (vor dem Spiegel den Schnurbart drehend) Man ist doch noch ein ganz hübscher Kerl in Gesellschaftstoilette — man sollte immer mehr auf sein Aeußeres achten.

Marie (lachend): Wißt Du auf Deine alten Tage ein Stutzer werden?

Albert: Alte Tage — na, damit hat's noch gute Wege. — Wo sind meine Handschuh?

Marie: Sie riechen noch etwas nach Eau de Javelle, ich habe sie Vormittag selbst gewaschen.

Albert (mit komischem Seufzer): Wer mir vor vier Jahren, da mich noch jeder Ball zwei Paar Jouvins kostete, gesagt hätte, ich würde gewaschene Handschuh tragen.

Marie: Damals hattest Du auch noch kein Weib Marie, und kein Töchterchen Anna.

Albert: Die süße Maus — was macht sie?

Marie: Sie schläft fest. Ehe Du kamst, lag sie noch wach im Bettchen und strampelte mit Armen und Beinchen — sie hat meinen Kopf gut zugerichtet.

Albert (mit einem zerstreuten Blick): Du hast Dich doch fristren lassen?

Marie: Bewahre, wer wird so verschwenderisch sein? Mein Mädchen macht ihre Sache so gut —

Albert: Wie Du meinst — aber gehen wir jetzt?

Marie: Nur noch einen Augenblick — die Köchin wollte wissen, ob Du die Maccaroni morgen mit Tomaten wünschst; ich glaube, Du ziehst Parmesankäse vor —

Albert: Beides, beides — doppelt hält besser. — Aber nun komm — ist der Wagen unten?

Marie: Wozu ein Wagen? Mein Kleid ist kurz — ich habe feste Stiefel angezogen, um Dich nicht zu geniren.

Albert: Braver Kamerad. — Du bist ein Engel, Mietze — was wäre ich ohne Dich?

Marie (gerührt): Wie schade, dieses warme, gemüthliche Zimmer zu verlassen um einer langweiligen Gesellschaft halber.

Albert: Ich gehe gern zu Mengheims — wir waren in diesem Winter so viel zu Haus — und etwas Abwechselung thut noth, man wird sonst zum Philister. (Sie gehen.)

* * *

(Im Vorzimmer des Gastgebers. Damen in großer Toilette, Herren im Frack.)

Marie (ordnet ihre Blume vor dem Spiegel).

Albert (leise): Kannst Du die Blume nicht etwas tiefer rücken? Du siehst so düster aus. — Wie blaß Du bist — Du mußt Dein Haar lockerer tragen — zu Deinem schmalen Gesicht steht die straffe Frisur schlecht (will selbst etwas daran ordnen).

Marie (abwehrend): Nicht doch — nun hast Du es ganz verdorben — eine Haarnadel ist herausgefallen — ich will das Mädchen bitten, mir behilflich zu sein (geht in die Garderobe).

Albert (in den Bart murmelnd): Das hättest Du auch zu Hause besorgen können.

(In diesem Augenblick erscheint Frau Schöning, einige Herren stürzen ihr entgegen, nehmen ihr Mantel und Spitzentuch ab — — allgemeines „Ah!")

Erster Herr: Welch wunderbare Toilette!

Zweiter Herr: Wie ungalant, eine Robe zu bewundern, die so viel von der Trägerin verhüllt!

Dritter Herr (leise zum ersten): Das nenne ich unbescheiden! Ich finde, man sieht mehr Dame als Kleid.

Zweiter Herr: Darf ich Ihre Garderobenummer an den Herrn Gemahl ablisiern?

Frau Schöning: Behalten Sie sie lieber. Man verliert den Gatten so leicht im Gedränge, und um drei Uhr Morgens ist der Ehemann leichter zu entbehren, als der Pelzmantel.

Zweiter Herr: So deutet mir diese Nummer das große Loos, Sie nach Haus geleiten zu dürfen?

Frau Schöning: Das wird davon abhängen, wie Sie sich im Laufe des Abends benehmen.

Dritter Herr (zum zweiten leise): Avis au lecteur! Also so unpassend als möglich.

(Sie gehen in den Saal.)

Herr Schöning (aus der Garderobe kommend): Nun liebe Toni — wo ist denn meine Frau?

Ein Herr: Verloren für Sie, für die nächsten fünf Stunden.

Herr Schöning (schmunzelnd): Das kann ich mir denken. Die Verehrer der Frau haben doch zu Zeiten ihr Bequemes. — Spielen Sie einen Robber?

Der Herr: Ganz zu Ihren Diensten.

Herr Schöning (im Abgehen): Sie kommen doch Dienstag, Baron Raken hat sich zum Whist angesagt — —

Marie (aus der Garderobe, sehr echauffirt).

Albert: Kommst Du endlich —

Marie: Das Mädchen war so beschäftigt — (verächtlich): Hast Du Frau Schöning beobachtet?

Albert: Die Frau hat eine Sicherheit — einen Geschmack, um den sie Manche beneiden könnte — — (Sie gehen in den Saal.)

erhob sich Peccuri aus seinem Sarge, nahm das Geld, welches unter seinem weißseidenen Kopfkissen lag, — und verließ gleichfalls Bologna. — Er hatte seine Sänger wieder einmal geprellt.

* * *

F—g. Das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" hat bekanntlich vor einiger Zeit durch die — mehr oder minder geschickt geführte — Feder unserer **hervorragendsten Schauspielerinnen** die Frage zum Austrag bringen lassen wollen, ob sich der dramatische Künstler resp. die Künstlerin bei Ausübung der Kunst mit dem dargestellten Charakter identifizire oder „über der Rolle" stehe. Das Resultat dieser eigenhändigen Aeußerungen war, daß man nur bestätigt erhielt, was man schon wußte: daß einige Künstler in der That für den Moment ihre Rollen durchleben, andere indeß sich sehr wenig „gehen lassen", sondern trotz aller äußeren Leidenschaftlichkeit ganz kühl sind. Keine aber von den zur Entscheidung der Frage aufgerufenen Künstlerinnen hat direkt erklärt, daß ihr Kunstschaffen, oder wie man es nennen will, einfach „Mache" sei. Das gesteht man sich in der Kulissenwelt nur „ganz unter sich" ein. Dabei paßirt es gelegentlich, daß ein Vertreter dieser Art und Weise, dichterische Schöpfungen zu verkörpern mit einer Vertreterin der entgegengesetzten Art und Weise künstlerischen Schaffens zusammengeräth, wie dies jüngst bei einer Essex-Aufführung an einem Hoftheater der Fall war. Essex fand Lady Rutland hinter den Kulissen aufgeregt und physisch angegriffen; erselber, trotzdem er die bei Weitem aufregendere Rolle hatte, saß im Zwischenakte ganz wohlgemuth auf einem Stuhl Ihrer Majestät der „jungfräulichen" Königin Elisabeth und — durchfrühstückte Abendblatt mit den neuesten Kursberichten. Seine mit dem Taschentuche sich Kühlung zufächelnde Kollegin Rutland dauerte ihn, und so sagte er denn, nachdem er sich noch schnell überzeugt, daß Bergisch-Märkische seit dem Tage vorher wieder um ½ Prozentchen gestiegen: „Aber, liebes Kind, wie kann man sich nur so echauffiren! Das muß man Alles machen. Sehen Sie mich an — ich habe keinen nassen Faden am Leibe." — „Und ich keinen trockenen!" war die Antwort Lady Rutlands. — Erschöpft dieses fast epigrammatische Kulissengespräch nicht die ganze Antwort der im „Magazin" aufgeworfenen Frage: „Was fühlen die Schauspieler bei ihren Rollen?"?

* * *

*** Man schreibt uns aus Wien: Es ist eine wenig bekannte Thatsache, daß der Wiener Komiker **Blasel**, der seit mehr als zwanzig Jahren so viele Lacher auf seiner Seite hat, sich ursprünglich von der tragischen Muse angezogen fühlte und in der Absicht zur Bühne ging, dem deutschen Theater einen neuen Devrient zu schenken. In Waidhofen an der Ybbs stellte er denn auch einen Don Carlos auf die Bühne, dessen Schicksal dem Publikum bittere Thränen entlockte, und in Krems — das war die zweite Station seiner Künstlerlaufbahn — spielte er jahraus, jahrein die Rolle des Heldenliebhabers, auf den Brettern und — im Boudoir. Daß er auch gern den „Liebhaber" außerhalb des Theaters spielte, diesem Umstande allein ist es zu danken, daß sein — komisches Talent entdeckt wurde. Blasel hatte nämlich eine Kollegin, der er zärtlich gewogen war, und zur Zeit, da er in die innigsten Beziehungen zu ihr trat, wählte sich die Schauspielerin zu ihrem Benefizabend ein Stück, das in Krems Sensation machte. Es hieß: „Der Nazi" und hatte ein Kremser Genie zum Verfasser, dessen Name leider nicht auf die Nachwelt kommen dürfte. Was vermag nicht ein Frauenlächeln? Derselbe Blasel, der Tags zuvor stolz als Mortimer über die Bühne schritt, übernahm die Titelrolle im „Nazi", und seine Leistung machte alle Erwartungen zu Schanden, denn er ließ alle tragischen Antecedentien gründlich vergessen ... Blasel's komisches Talent trat plötzlich zu Tage und der findige Theaterdirektor, der seinen Heldenliebhaber eine Monatsgage von 35 Gulden gezahlt hatte, erklärte sich bereit, dieselbe um 10 Gulden zu erhöhen, wenn Blasel das Fach der „Nazi's" übernehmen wollte. Und was vermögen nicht 10 Gulden auf ein Schauspielergemüth in Krems? So wurde Blasel Komiker ...

* * *

— Wir erhalten folgende Zuschrift:

Geehrtester Freund und Kollege!

Habent sua fata libelli — oder sagen wir lieber:

„Es erben sich Gesetz und Rechte (und nicht zu vergessen: Gedichte) Wie eine ew'ge Krankheit fort!" .....

um der von Herrn Otto Felsing gebrauchten bildlichen Ausdrucksweise zu entsprechen; denn um das von genanntem Herrn verfaßte und in der vorwöchigen Nummer Ihres geschätzten Blattes veröffentlichte heitere Feuilleton „Afrikanische Plauderei" handelt sich's. Herr O. F. citirte an gedachter Stelle ein „in seiner Jugend grassirendes" Lied von der Afrikareise eines Danziger „Woffe", und ich bin in der angenehmen Lage, Ihren geschätzten Lesern, Herrn Felsing und Ihnen selbst, Näheres über das „erste Auftreten" dieses poetischen „Uebels" mitzutheilen, da ich dasselbe zufällig — selbst „verschuldet" habe.

Jenes lustige Opuskulum entstand noch in der Zeit meiner Bühnenthätigkeit, also ganz zu Anfang der 60er Jahre, wurde zum ersten Male — und zwar unter dem Titel „Warnung vor einer Vergnügungsreise in die Wüste Sahara" — in der Glasbrennerschen Montagszeitung im Jahre 1868 veröffentlicht und später in die Sammlung meiner burlesken Gedichte „Was die Spottdrossel pfiff" (Berlin, Otto Janke) aufgenommen, welche inzwischen die dritte Auflage erlebte. — In der Nr. 40 des „Kladderadatsch" (vom 31. August 1873) fand ich alsdann zu meinem Erstaunen das Gedicht (mit einer unbedeutenden Text-Renderung) unter dem Titel „Der Anti-Stangen" wieder. Ernst Dohm, mit dem ich wenige Tage nach diesem unerwarteten Neu-Auftauchen meines „verschollenen Danzigers" in Eisenach zusammentraf, erzählte mir auf mein Befragen, daß ihm das Poem von irgend einem Anonymus als Original eingesandt worden sei, und hatte die Liebenswürdigkeit, in Nr. 42 des „Kl." (vom 14. September 1873) folgende Briefkasten-Notiz zu veröffentlichen:

„**Berlin.** Richard Schmidt-Cabanis: Wir bringen wissentlich niemals Artikel, die bereits anderweitig veröffentlicht sind. Um so mehr bedauern wir, durch eine Einsendung getäuscht, in Nr. 40 unseres Blattes einen Artikel, überschrieben „Der Anti-Stangen", aufgenommen zu haben, der mit Ausnahme des Schlusses, ein Plagiat an einem von Ihnen verfaßten und bereits vor Jahren veröffentlichten Gedicht ist. Daß unsererseits die Aufnahme des vermeintlichen Original-Artikels bona fide erfolgt ist, wird Ihnen ebenso unzweifelhaft sein, wie die Anerkennung, welche wir demselben durch eben jene Aufnahme thatsächlich erwiesen haben."

Und jetzt — zwölf Jahre später — haben wir also abermals einen „Wieder-Ausbruch" des „Wissen-Touristen" zu verzeichnen. Damit der arme „Verschollene" aber nicht auch fernerhin das trübe Loos „Benjaminis, der seinen Vater sucht," theile, will ich mich hier nochmals mutthvoll zur Erzeugerschaft bekennen. Wie lange es diesmal vorhalten wird, weiß nur Allah — er sei gepriesen!

Berlin, 9. März 1885.

Mit herzlichem Gruß
Ihr
Richard Schmidt-Cabanis.

* * *

S. In der „**großen Gesellschaft**" bei Geheimrath W. aufgefangene Gesprächsfragmente:

— Ich bin überhaupt gern en petit comité, große Gesellschaften langweilen mich . . .

* * *

— Gnädige Frau sind wirklich zu beklagen! In acht Tagen vier große Gesellschaften . . .

— Ja, und wenn man sich dabei amüsiren könnte, aber so . . .

* * *

— Ich bitte Sie, mein Fräulein, was sind denn unsere großen Gesellschaften? Man geht darin unter, rettungslos, ohne Aussicht auf den geringsten Gewinn . . .

— Gewiß, ich bin ganz Ihrer Ansicht. Ich habe einen Abscheu vor den sogenannten großen Gesellschaften, aber Mama will es und da hilft kein Widerstreben . . .

* * *

— Bei L—s war es wirklich himmlisch! Herr Graf — denken Sie nur, bis 3 Uhr haben wir getanzt!

— O, wie fanden Sie denn dazu Platz?

— Als fast Alles fort war, als uns die große Gesellschaft Platz machte — es war zu nett!!

* * *

— Ich versichere Sie, ich habe mir auch in diesem Jahr wieder vorgenommen, keine großen Gesellschaften mitzumachen — nicht wahr? es giebt nichts Abgeschmackteres, Steiferes, Unwahreres — eines hindert das andere am Vergnügen.

— Kommen Sie, Doktorchen, setzen wir uns dort in die Ecke, hinter den Bücherschrank, und erzählen Sie mir von Paris.

* * *

Die Frau vom Hause zu ihrer Mama: — Einmal in der Saison muß man eben eine große Gesellschaft geben, was Du auch dagegen sagen magst — glaubst Du vielleicht, uns macht es Spaß?

* * *

Der Herr des Hauses: — Da lob' ich mir meine Thee- und Stadabende mit acht, neun Personen — so 'ne große Gesellschaft — das würde ich auf die Dauer nicht aushalten.

* * *

A. K. Der **bekannte Schauspieler K.** ist ein großer Nimrod vor dem Herrn. Als er zum ersten Mal dem edlen Waidwerk oblag, hatte er sich an einen alten Förster attachirt, welcher ihn in die Geheimnisse der Jagd einweihte. Einst nun stehen die beiden auf dem Anstand, um der Hasen zu harren, die da kommen sollten. Sie stehen und stehen, aber kein Wild läßt sich blicken. K., dem als Neuling die Erwartung noch die größte Pein verursacht, geräth in Unruhe, rückt auf seinem Platz hin und her, und wird abwechselnd roth und blaß. „Aber bester Herr K.," fragte der Förster, „was ist Ihnen denn? Sind Sie nicht wohl?" — „Ich glaube," erwiderte der Schauspieler, „ich glaube, ich hab's — Lampenfieber!"

* * *

A. M. Im Saale des Architektenhauses gab am Mittwoch Fräulein **Hattie Schell** ein Konzert, welches, ohne gerade aufregende Genüsse zu bieten, einige dankbar anzuerkennende Leistungen enthielt. Wir rechnen zu diesen die Ausführung einiger Gesangskompositionen des verdienstvollen Neu-Brandenburgischen Musikdirektors **Naubert**, von denen vornehmlich das Lied „Kurt von Wyl" sich als ein frisches, schwungvolles, mit saftiger Melodik erfülltes Stück erwies. Die Konzertgeberin gehört nicht zu denjenigen Sängerinnen, denen die Spitze des Parnasses erreichbar ist, allein auch als bescheidene Tempeldienerin der Kunst vermag sie eine Zeit lang zu fesseln und zu erfreuen, theils durch die Anmuth ihres Vortrags, wie in den genannten Naubertschen Liedern, theils durch Proben hübscher Kehlfertigkeit, wie im Echolied von Eckert. Der Kammervirtuos Herr Struß und die Pianistin Fräulein Geisler brachten als lever de rideau ein interessant gearbeitetes Variationswerk (op. 34) von Albert Becker, dem sie eine technisch abgerundete Wiedergabe zu Theil werden ließen.

* * *

□ **Gedächtnißregel zur Unterscheidung der vier Spangenbergs:**

G. Spangenberg . . . . . Geschichtsmaler.
L. Spangenberg . . . . . Landschaftsmaler.
P. Spangenberg . . . . . Porträtmaler.
Fr. Spangenberg . . . . . Freskomaler.

* * *

□ Es wird von einem **bekannten Dramatiker** gesprochen, der in beständigem Zwist mit seiner Ehehälfte lebt. **A.:** Sch begreife nicht, wie er bei all' dem häuslichen Unfrieden und Spektakel Zeit und Muße findet, so viel Stücke zu schreiben. **B.:** Das ist ja aber sehr erklärlich: seine Frau macht ihm eben beständig — Szenen.

* * *

H. G. In einem **litterarischen Vierhaus.** „Nun, B., geht Dein Buch?" — Das will ich meinen! Wir sind heim vierten Tausend seit vierzehn Tagen." — „Und aus wie viel besteht das Tausend bei Deinem Verleger?" — „Aus Vierhundert, wenn Du nichts dagegen hast, mein Lieber." — „Alle Wetter!"

* * *

K. A. **Kindermund.** Lieschen: „Sag' mal, Mama, giebt es denn eigentlich auch schwarzen Puder?" — Mama: „Ei, bewahre mein Kind! Wie kommst Du denn auf diese sonderbare Frage?" — Lieschen: „Ja, dann sag' man doch nur, womit pudern sich denn da die armen Damen in — Little Popo?"

* * *

e. p. In der Stadt X. sind die Beziehungen zwischen **Kunst und Handelswelt** so innige, daß nicht wenige Bankkommis auch „Schriftsteller" sind, und zwar pflegen sie als „Lieblingsbrauche" die „Bedienung" ausländischer Blätter mit Kunstkritiken. Berücksichtigt man das, so wird man auch den Bericht einer großen Zeitung über das jüngste Auftreten Mierzwinski's in X. erklärlich finden. Der begeisterte Jüngling wollte nämlich schreiben: „Wir haben noch nie bei einem Tenoristen ein so ergreifendes Adagio gefunden", und statt dessen flossen ihm in der Eile die Worte in die Feder: „Wir haben noch nie bei einem Tenoristen ein so ergreifendes Aglo gefunden!"

* * *

R. Die vielbesprochene **Wessely-Affaire** soll, wie die Intimen des **Burgtheaters** versichern, ihre Ursache in einer Rollenkonkurrenz zwischen der jugendlichen Tragödin und der neuengagirten Schauspielerin Fräulein Hell haben. „Fräulein Wessely hat Unrecht", so erörterte man neulich in einer Künstlergesellschaft, „Besorgnisse vor ihrer Rivalin zu hegen; sie faßt den kleinen Kulissenkampf von einer zu ernsten Seite auf, sie scheint eine arge Schwarzseherin zu sein." „Oder", fiel ein Zweiter ein, „viel zu viel Hellseherin."

* * *

R. Ein **Leitartikler**, in dessen Essays die Stiblüthen wie die Pilze aufschießen, schrieb gelegentlich der Katastrophe von Khartum: „Man irrt nicht, wenn man annimmt, daß egyptische Finger bei dem Aufstand im Sudan die Hand im Spiele haben."

* * *

R. Einer der eifrigsten Anhänger der **neuesten Wiener Modethorheit**, zum schwarzen Frack die rothe Kravatte zu tragen, ist ein bekannter Privatier, von dem man just bisher nicht sagen konnte, daß er sich à quatre épingles gekleidet war. Der Gute hat im Gegentheil sogar eine Art lokaler Berühmtheit durch die offen zur Schau gestellte Abneigung für den häufigen Wechsel der üblichen weißen Halsbinde erlangt. „Warum nur der B. mit einem Male ein solcher Modenarr geworden ist?" rief verwundert unlängst ein Bekannter von ihm aus, als er den Privatier wieder mit dem rothen Halsband sah. „Das ist erklärlich," wurde ihm erwidert, „B. liebt die rothe Kravatte, weil sie länger weiß bleibt."

* * *

R. Ein **Schriftsteller**, der vor Jahren unsere Stadt verlassen hatte, war jüngstthin in seine Vaterstadt zurückgekehrt. Als er sich im Kreise seiner Freunde nach Diesem und Jenem erkundigte, kam auch die Rede auf den langen S., von dem einst seine intimsten Feinde wissen wollten, daß er in ewigem Streit mit den Regeln der Grammatik und Orthographie liege. „Nun, wie geht es denn dem S.?" — „O," ward ihm zur Antwort, „er hat während Deiner Abwesenheit entschiedene Fortschritte gemacht, er ist künstlerisch gewachsen. Er hält sich bereits einen — eigenen Orthographen."

(Zwei Stunden später. — Die Gesellschaft ist sehr animirt. — Frau Schöning ist umring.)

Marie (sitzt im Salon auf dem Sopha, — bemüht sich, bei einem langweiligen Gespräch mit Mutter und Tante der Hausfrau, vergnügt auszusehen).

Die Hausfrau: Wenn ich die Herren bitten darf, zu Tisch zu engagiren — —

* * *

(Allgemeine Bewegung.)

Oberst v. Rangen (vornehme Erscheinung, nähert sich Marien.)

Marie (erhebt sich, um seinen Arm zu nehmen).

Oberst v. R. (sehr eilig): Meine Gnädige, ich nahe mit einer großen Bitte. — Meine Frau ist etwas leidend, mein Aeltester sehr erkältet, ich muß verreisen — dürften wir unsere beiden Kleinsten morgen für einen Tag Ihrer Obhut vertrauen?

Marie (gütig): Mein Annchen wird sich der Spielkameraden herzlich freuen —

Oberst v. R.: Wie soll ich Ihnen danken? Ich sage stets zu meiner Frau „Frau Dr. Hack ist ein seltenes Wesen, eine Perle ihres Geschlechts" —

Hausfrau: Zu Tische, zu Tische!

Oberst v. R.: Verzeihen Sie, meine Gnädige, die Pflicht ruft, wir sprechen nachher noch darüber (wendet sich und reicht Frau Schöning den Arm).

Albert (zu Marie): Bist Du nicht engagirt?

Marie (ängstlich): Bis jetzt noch nicht.

Albert: Dann werde ich warten, um Dich vor dem Sitzenbleiben zu bewahren.

Marie (gekränkt): Binde Dich nicht an mich, ich werde schon einen Nachbar finden.

Hausfrau (zum Hausherrn): Frau Dr. Hack hat noch keinen Herrn.

Hausherr: Wie fatal — (zu einem Gast): Wollen Sie mir den Gefallen thun, Frau Dr. Hack zu Tisch zu führen?

Gast: Lieber gar keine Dame, als eine langweilige —

Hausherr: Ich versichere Sie, eine ausgezeichnete Frau — etwas prüde und altmodisch vielleicht —

Gast: Wenn ich Ihnen damit einen Dienst erweise — (nähert sich Marie): Meine Gnädige, darf ich um die Ehre bitten?

Marie: (die das Gespräch beobachtet hat, pikirt): Ich hatte allerdings meinem Mann versprochen — —

Gast: Ah — vor älteren Rechten trete ich gern zurück — — —

(Albert führt Marie zu Tisch, sitzt neben dem fünfzehnjährigen Sohn des Hauses, gegenüber der Gouvernante, spricht kein Wort.)

(Marie bemüht sich mit ihrem Nachbar, dem Hauslehrer, ein lebhaftes Gespräch über Schiller und Goethe aufrecht zu halten.)

* * *

(Nach Tisch — es wird getanzt — Marie wird nicht aufgefordert.)

Eine Dame: (zu Marie) Sie tanzen nicht? Wie Unrecht — in Ihrem Alter —

Marie: (gezwungen) Ich lege keinen Werth darauf.

Albert: Du tanzest nicht?

Marie: Ich habe mich gar nicht zum Tanzen angezogen.

Frau Schöning: (sehr erhitzt, wirft sich in einen Fauteuil): Endlich ein stiller Winkel, wo man mich nicht gleich findet. — Liebster Freund, verbergen Sie mich vor meinen Tänzern — man zerreißt mich — ich bin todt — (zu Marie): Wie kühl Sie aussehen, Sie Beneidenswerthe — so wenig strengt Sie das Tanzen an (zu Albert, reicht ihm ihren Fächer)! Kühlen Sie mich ab, Doktor, fächeln Sie — aber schweigen Sie — erhitzen Sie die Luft nicht mit Ihren Komplimenten — — (zu Marie): Sie sind unglaublich — diese Herren von heut zu Tage — sie sagen Einem Dinge — man muß oft thun, als verstände man sie nicht.

Marie (kühl): Ich kann darüber nicht urtheilen. Zu mir sagt man Nichts, was ich nicht verstehen dürfte.

Frau Schöning (naiv thuend): Wirklich — Sie Glückliche! Hat Ihnen Dr. Hahn noch keinen Vortrag gehalten „über die Kunst zu lieben", hat der Bildhauer Gern noch nie die Reize Ihrer Gestalt bewundert, der Abgeordnete Frank Sie noch nie gebeten, ihn nach Italien zu begleiten?

Marie (schroff): Ich kenne alle diese Herren gar nicht.

Frau Schöning: Unmöglich — Sie gehören ja zu den Intimen dieses Hauses. — Stehen Sie denn nicht in den lebenden Bildern, die man zum Geburtstag der Hausfrau projektirt?

Ein Herr (nähert sich Frau Schöning): Darf ich die Ehre haben zum Contre?

Frau Schöning: Da müssen Sie meine Karte befragen — Lehberg vom Schauspielhaus trägt sie auf seinem Herzen — ein Pfand meiner Liebe, wie er sagt . . .

Albert (zu Marie): Bist Du zum Contre engagirt?

Marie: Ich dachte, wir wollten gleich nach dem Abendbrod nach Haus —

Frau Schöning (im Weggehen): Nach Haus — um 1 Uhr? — Lassen Sie uns Ihren Mann noch ein wenig — ich will ihn an die Zeiten erinnern, da er mein flottester Tänzer war.

(Zwei Uhr Morgens, die Gesellschaft begiebt sich in das Speisezimmer, wo der Kaffee servirt wird.)

Marie (die immer stiller geworden, steht allein).

Albert (gereizt): Gehen wir endlich nach Hause?

Marie: Mit Vergnügen.

Albert: Dann komm — aber schnell!

Marie: Ich muß doch den Wirthen Adieu sagen.

Albert: Unnöthig — man wird uns nicht vermissen (zieht sie weg).

Hausfrau auf dem Wege zum Speisezimmer): Sie wollen schon fort — nicht noch ein Täßchen Kaffee?

Albert (kurz): Danke, Kaffee bekommt uns nicht.

Marie (entschuldigend): Mein Mann ist müde.

Albert (aus dem Vorzimmer): Wie lange soll ich noch warten?

(Sie gehen; aus dem Zimmer schallt lautes Gelächter, man hört Frau Schöning rufen: „Nun aber still, Kinder, wir wollen vernünftig überlegen, wen wir zum Maskenball einladen.").

* * *

(Auf der Straße.)

Albert (gereizt): In das Haus setze ich keinen Fuß mehr.

Marie (schweigt).

Albert: Nette Hausleute, denken nur an sich, bekümmern sich nicht um ihre Gäste.

Marie (schweigt).

Albert: Wenn ich denke, daß ich schon ein paar Stunden in meinem Bette liegen könnte, anstatt die halbe Nacht zu unnütz zu verlieren.

(Sie sind inzwischen in ihrer Wohnung angelangt.)

Marie (schüchtern): Hättest Du nur ein Wort gesagt —

Albert (losbrechend): Daß Du Dich nicht unterhalten, brauchst Du mir nicht erst zu versichern — bei der Rücksichtslosigkeit der Gastgeber —

Marie: Sie waren doch sehr freundlich.

Albert: Ich danke für die Freundlichkeit. Glaubst Du, es machte mir Vergnügen zu sehen, wie Du Dich in den Ecken herumdrücktest, nicht zu Tisch und nicht zum Tanz engagirt warst, und den ganzen Abend mit langem Gesicht da saßest.

Marie: Aber Albert, was für Ausdrücke!

Albert: Meine Frau ist dasselbe, was andere Frauen sind, ich will ihren Werth anerkannt sehen.

Marie: Von einer oberflächlichen Gesellschaft, wie die heutige —

Albert: Die Gesellschaft ist ein Theil unseres Lebens, ohne Menschen kann man nicht sein. Aber Du bist so einseitig geworden, so vor der Zeit alt und gelangweilt. Du solltest Dir an anderen Frauen ein Beispiel nehmen.

Marie (gereizt): An Frau Schöning vielleicht?

Albert: Warum nicht? Die Frau gefällt, Alles umdrängt sie, feiert sie.

Marie (empört): Diese herzlose, frivole Coquette!

Albert: Du übertreibst — sie thut nichts Unrechtes und macht ihren Mann sehr glücklich, sie hat Geist, versteht sich zu kleiden.

Marie: Zu verschwenden —

Albert: Sie erzählte mir erst heute, wie wenig Toiletten sie in der Saison braucht, höchstens zwei bis drei —

Marie (bitter): Wie bescheiden —

Albert: Und wir brauchen doch zu viel Geld, als daß Du nöthig hättest, in so einer altmodischen Fahne einherzugehen —

Marie (weinend): Du weißt, daß nur der Wunsch, Dich zu erfreuen —

Albert: Alles zu seiner Zeit — heiteres, liebenswürdiges Wesen erfreut den Mann oft mehr, als der ewige Opfermuth —

Marie (weinend): Wenn Du wüßtest, wie tief mich Deine ungerechten Vorwürfe kränken —

Albert: Weine nur nicht noch — ich mache Dir ja keine Vorwürfe — Du verstehst es eben nicht besser — dabei müssen wir uns beruhigen. Wir werden nicht mehr in Gesellschaften gehen, was uns um so leichter fallen wird, als man uns ohnehin nicht mehr einladet. Wir werden eine kleine Wohnung nehmen und in der Arbeit unsere Befriedigung suchen — (seufzend) ich hatte mir allerdings früher meine Zukunft anders gedacht — doch was nützt es — man muß verstehen, zu entsagen — —

Marie (ihr Schluchzen im Kissen erstickend): Welch eine Scene — und um einer nichtssagenden Gesellschaft willen. — Er ist unglücklich — er sieht auf mich herab — er sieht nicht mehr — und das Alles, weil seine Eitelkeit verletzt ist, — Oh, Frau Lucie — hatte sie am Ende doch Recht?

[Eine dritte Szene folgt in nächster Nummer.]

Berliner Theater-Repertoire
Montag, 16. März.
Königliche Schauspiele.
Opernhaus.
Morgano.
Schauspielhaus.
Tartuffe. Hierauf: **Castor und Pollux.**

Deutsches Theater.
Montag: **Hamlet.**
Dienstag: **Der Probepfeil.**

Victoria-Theater.
Montag: **Sulfurina.**

Residenz-Theater.
Montag: Z. 26. Male: **Der Vergnügungszug.** Z. Schluß: **Die Schulreiterin.**

Neues Friedrich-Wilhelmstädt. Theater.
Montag: Zum 170. Male: **Gasparone.**

Walhalla-Operetten-Theater.
Montag: Z. 66. M.: **Der Feldprediger.**

Amerikan-Theater.
Neu!!! Die Duettistinnen Geschw. **Monti.**
Neu!! Auftreten des urkom. **Bendix** als **Nulpe.**
Anhalt. Erfolg der Musik-Imitatoren **Jigg & Jogg.**
Auftr. der Grotesk-Duettisten **W. & A. Richter** u. des Herrn **Emil Neumann-Bliemchen.** Anf. 7½, Sonntags 6 Uhr.

National-Panorama
am Königsplatz und Lehrter Bahnhof.
Die Vertheidigung von Paris.
u. **Diorama: Die besiegte Commune.**
Geöffnet v. Morg. 9 bis z. Dunkelheit. Entree 1 Mk.

Sedan-Panorama
nebst Dioramen
am Bahnhof Alexanderplatz
von Vorm. 9 bis Nachts 11 Uhr.
Entrée 1 Mark.
Neu: Bismarck-Diorama.

Concert-Haus.
Bilse-Concert.
Unter Benutzung der Orgel.

Stern'sches Conservatorium der Musik,
Berlin SW., Friedrichstrasse 236.
Artistischer Director: **Robert Radecke,**
Kgl. Hofkapellmeister.
Beginn des neuen Cursus am 9. April für:
a) Elementar- und Compositionslehre. b) Methodik. c) Partitur, Direction. d) Pianoforte. e) Sologesang. f) Violine. g) Cello. h) Quartettklasse. i) Orchesterklasse. k) Italienisch. l) Orgel. m) Geschichte der Musik.
In Verbindung mit dem Conservatorium stehen:
I. **Opernschule.** Vollständige Ausbildung zur Bühne.
II. **Seminar.** Specielle Ausbildung von Klavier- und Gesanglehrern und Lehrerinnen.
III. Die **Elementar-** Klavier- und Violinschule, in der Knaben und Mädchen vom 6. Jahre an unterrichtet werden.
IV. **Chorschule.** Stimmbegabte Herren und Damen können derselben als Mitglieder beitreten.
Das Programm für alle Abtheilungen ist gratis durch Unterzeichneten zu beziehen.
Die Direction.
I. A.: **Paul Stern.**
Sprechstunden: 2–5 Uhr.

Berliner Aquarium,
Unter den Linden 68a.
Eintrittspreis: 1 Mark.
Reichhaltige Ausstellung interessanter Land- und Seethiere. — Um 12 Uhr Vorm., 4 und 5 Uhr Nachm. Vorstellung der Taucherkünstler Professor Reddish und Miss Webb. — Geöffnet bis Abends 7 Uhr bei elektrischer Beleuchtung. — Kassenschluss 6 Uhr.

Russischer Keller
Weinhandlung und Restaurant,
Schinkelplatz 1.
Täglich frische **Austern.** Speisen à la carte. Déjeuners von M. 1,50 an; Diners u. Soupers von M. 2,00 an. *

Wein-Grosshandlung
A. Müllner & Salomon,
Mohrenstr. 42,
vormals **Carl Block,**
empfiehlt vorzüglichen Mittagstisch à 2 M. incl. Wein.
Prima Austern pr. Dtzd. M. 1,70.
Zimmer für Gesellschaften von 20 bis 25 Personen.

Das Wolterstorff'sche Institut in Osterburg
i. d. Altmark (seit 1863) bereitet in 6 Klassen für die Obersecunda Gymnasii und für die Freiwilligenprüfung vor, für letztere in Latein und Französisch. Pensionspreis M. 750 pro anno. Näheres durch Prospecte. *

Neue Curse
f. Militair- u. Schul-Examina, Anfang April.
Dr. J. Killisch, Berlin, Schönh. Allee 133. *

Maschinenbau-Unterr.-Anstalt,
Berlin C., Augustst. 30. *
Sommercursus beg. 12. April, Prosp. z. Verf.
Dr. **Böhme** Nachf. **H. Götze.**

Auflage 331,000, das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Toiletten und Handarbeiten. Alle 14 Tage eine Nummer. Preis vierteljährlich M. 1,25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche &c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren &c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Soeben erschien:
Die Vivisection.
Auf Veranlassung des Königlich Preußischen Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten
besprochen von
Dr. Rudolf Heidenhain.
gr. 8. VI, 98 S. Preis geh. Mk. 2. Eleg. geb. Mk. 2.75.

3. **Todtlachen** 30 Bild. 75 Pf. Mkn.; ill. Buch Frauenzimm. 50 Pf.
Kat. gratis. **Phot. Institut 19. Aschaffenburg.**

In meiner **Privat-Irrenanstalt** sind jetzt einige Plätze frei. Die Pensionäre finden hier Familienanschluß und liebevolle Pflege. *
Gardelegen. W. Schulze, Director.

Zauber- und Nebelbilder-Apparate für Privat- u. öffentliche Vorstellungen. Illustr. Preisbücher grat. u. frco. **Wilhelm Bethge. Magdeburg.** *

Unsichtbar!!
leicht | beim Tragen | natürlich
sind die von mir erfundenen u. angefertigten Toupets u. Scheitel für Damen und Herren, selbige decken sofort ganz kahl gewordene Stellen im **Haupt- wie im Barthaar** auf die natürlichste Weise. Trotz jahrelanger Dauerhaftigkeit einer solchen **Haartour** ist der Preis ein sehr geringer, je nach Größe von 10–30 Mark. Gr. Lager reeller Flechten u. Locken ohne Kordeln.
C. Hübscher, vorm. **D. Dufour,** Coiffeur, *
8 Burgstraße 8, an der Königstraße.

Seit 1876: 21 Centralgesch. u. über 600 Fil. in Deutschl.!
OSWALD NIER'S (Hauptgeschäft: BERLIN, Wallstrasse 25) chemisch untersuchte, reine, ungegypste franz. — **Naturweine** — von M. 1.— pro Lit. an.
Ausf. Preis-Courant gratis & franco.
AUX CAVES DE FRANCE — NAME DES ORTES — OSWALD NIER
Garantie-Marke. No. 52.

F. Adolph Schumann,
Berlin, Breitestr. 4.
Porzellan-Manufactur
Specialgeschäft f. Ausstattungen.
Gegründet 1835.
Decorirte Tafelservices für 12 Pers. von 60 M. an. Decorirte Café- u. Theeservices für 12 Pers. von 15 M. an. Caféservices für 6 Personen von 5 M., Waschservices von 5 M.
Weiße Porzellane zu ermäßigten Preisen: Teller flach u. tief, à Dtzd. 2 M. 50 Pf. Kaffeetassen 2,00–8 M., große Tassen à Dtzd. 8 M., runde Schüsseln 1, 00, gr. ovale 200 Pf. Kartoffelnäpfe u. Saucièren v. 1 Mk. an u. s. w.

Prämirt. Silberne Medaille 1885 | Prämiirt. Silberne Medaille 1885
Heyden u. Kutzner,
Biergrosshandlung,
Berlin NO.,
Wassmannstrasse Nr. 25/26.
für vorzügliche Biere. Telephonanschluss No. 3306. für vorzügliche Biere.
In der Kochkunst-Ausstellung fanden außer anderen Bieren noch folgende **englische und deutsche Biere allgemeine Anerkennung und colossalen Beifall.** Wir liefern dieselben zu folgenden Preisen in Flaschen excl. und in Fässern von ⅛ To. auswärts frei Haus, nach auswärts in Kisten von 25, 50 und 100 Flaschen Inhalt, und in Fässern frei Bahnhof hier. Wiederverkäufern Extrapreise.
Orig. Englisch Porter u. Pale Ale, 8 Flaschen Mk. 3, per Liter 75 Pf.
Carmeliter Gerstensaft, Gebr. Grüner, Fürth in Baiern, 15 Flasch. Mk. 3, per Ltr. 40 Pf.
Pfungstädter Bock-Ale, 12 Flasch. Mk. 3, pr. Ltr. 45 Pf.
Grätzer Bier (alt u. gut entwickelt), 25 Fl. Mk. 3.
Werdersches Bier v. F. W. Hoffmann, 30 Flasch. Mk. 3, — ⅛ = Mk. 2.60. *

1 Mark vierteljährlich 1 Mark
Nicht illustrirte Zeitschrift
Was Ihr wollt
Kurz, klar, fesselnd, sinnig!
Spannende Novellen!
Anregende Aufsätze!
Humoristische Erzählungen!
Interessante sociale Plaudereien!
Was Ihr wollt
Zu beziehen durch Post und Buchhandel.
Verlag von Friedrich Nonnemann, Berlin.
Was Ihr wollt
1 Mark vierteljährlich 1 Mark

Pfeiffer'sches Institut zu Jena,
berechtigt z. **Ausstellung v. Zeugnissen f. d. einjährigen Militärdienst.** Beginn des Schuljahres 1885 am 14. April. Lehrziel: **Obersecunda.** Kleine Klassen, tüchtige Erfolge, mäßige Pensionspreise. Prospecte übersendet der **Director Pfeiffer.** *

Die öffentliche Versteigerung des künstlerischen Nachlasses und der Kunst- u. Antiquitäten-Sammlung
Hanns Makart's
beginnt am 26. März d. J., Nachmittags 2 Uhr, Wien, IV. Gußhausstraße 5,
unter Leitung von **H. O. Miethke.**
Illustrirte Cataloge à Mk. 10.—, nicht illustrirte à Mk. 2.—, sind durch die unterzeichnete Firma zu beziehen, welche auch Aufträge zur Auction übernimmt und bereitwilligst bezügliche Auskünfte ertheilt.
Kunsthandlung **H. O. Miethke,**
Wien, Neuer Markt 13, I. Stock, Ecke der Plankengasse, 2. *

Am 19. u. 20. dieses Monats
Ziehung der Großen Schlesischen Lotterie zu Breslau.
2000 Gewinne.
Hauptgew. w. **M. 15000, 5000, 3000,** 2000, 1000 u. s. w.
Loose à 3 Mark (11 Loose 30 Mrk.) empfiehlt **A. Aschenheim, Berlin W., Friedrichstr. 85,** zw. Unt. d. Linden u. Behrenstr. *

Doornkaat — Alter Wachholderbranntwein, ostfriesland. Brennart von **WOLDEMAR SCHMIDT,** DRESDEN, Dampfbrennerei.
Der Verdauung höchst zuträglich. Originalliterfl. M. 1.50 ab Dresden. Für Wiederverkäufer zu besonderen Fabrikpreisen.

Hochfeine Weichselpfeifen, 1 Meter lang. 6 St. 12 M., 3 St. 6½.
Nichtconv. zurück. Illustr. Preisl. fr. **Pfeifenfabrik Schreiber, Düsseldorf,** *

Dresden, Hôtel de Rome
im Centrum der Altstadt. Comfortable Frontzimmer v. M. 3. incl. Boug. u. Service.
Fritz Eisenreich. *

Meine Damen
-Kundschaft hat sich in den letzten Jahren derart vermehrt, daß ich durch enormen Umsatz meine Preise bedeutend ermäßigen konnte: Zöpfe 1 Elle l. von 2 Mk. an. Entoutcas-Zöpfe von nur langem Haar von 4 bis 30 Mk. Puffen von 40 Pf. an. Neu: Puffenchignons von 2 Mk. an. Unsichtbare Stirnlöckchen a 50 Pf. Franz. Stirnnetze a 15 Pf. Gr. Lager natürl. gearb. Damenscheitel u. Bandeaus. Von ausgekämmtem Haar fert. prachtv. Zöpfe a 75 Pf. Praktische Stirnlockeneisen und Spirituslampe zus. nur 75 Pf. Alleiniges Specialgeschäft moderner Haararbeiten für Damen.
Chr. M. Geh, kein Irrthum: 15 Beuthstraße 15, zweites Haus rechts v. Spittelmarkt.*

Die grosse deutsche Rosenzucht
von **Wilh. Koelle & Cie. in Augsburg** (Bayern) empfiehlt ihre prachtvollen **Rosen-Pyramiden** zu bedeutend reduzirten **Frühjahrspreisen.**

15 prächtige zu Pyramiden geeignete Sorten	10 M.
15 Riesenrosen, Blumen bis 40 Ctm. Umfang	20 M.
Extra starke Exemplare von div. Rosengattungen	a 3–5 M.
15 Sorten Moosrosen, darunter Remontant	10 M.
15 Sorten französ. gestreifte Rosen, winterhart	10 M.
15 Sorten feinste Thea, starke Pflanzen	10 M.
15 Sorten goldgelbe Thea, M. Niel, Etoile de Lyon &c.	10 M.
25 Sorten Thea für Gruppen oder für Topfkultur	10 M.
20 Bengal — oder Noisette — oder Schlingrosen	10 M.
1000 St. in 500 Sorten obiger Prachtrosen	500 M.
10 Sorten hochst. prachtv. Remontant in allen Höhen	10–15 M.
10 hochst. Thea, biegsame, 1½–2 Mtr. hohe Stämme	20 M.
1 hohe fehlerfr. Trauerrose, einzeln für Rasen &c.	3–5 M.

10 hochstämm. **Stachel- u. Johannisbeer-Bäumchen** interessant u. sehr nützlich, auch z. Weinbereitung 15–20 M. Schwächere Exempl. od. Rosen zum ½ Preise. Unsere Exemplare sind alle so kräftig, daß sie bei richtiger Kultur schon im ersten Jahre reichlich blühen müssen. Kultur-Kalender 80 Pf. — Die billigste Gartenzierde ist eine Rosengruppe, weil sie durch Jahrzehnte mit ihrem herrlichen Flor erfreut. **Illustr. Kataloge gratis.** Versandt nach allen Welttheilen.

Weltberühmt.

Man hüte sich vor minderwerthigen Nachahmungen u. achte auf Firma u. Schutzmarke.

Das Ostsee-Bad Coserow
ist zu verkaufen. Zwei Anstalten, jede fünf Zellen. Gute Anlage zur Restauration. Kaufpreis 8000 Mark. Reflektanten wollen sich direkt an mich wenden.
Kaerstaedt, Coserow. *

Preußische Hypotheken-Actien-Bank.
Die am **1. April 1885** fälligen Pfandbrief-Coupons werden vom **16. März** a. cr. ab an unserer Kasse, Behrenstr. 53, eingelöst.
Berlin W., im März 1885.
Die Haupt-Direktion. *

Die altberühmten, allein echten
Urbanuspillen,
sehr viel werthvoller, besser und halb so theuer wie die Schweizerpillen, von sicherem Erfolg bei Verdauungsstörungen, Verstopfung, Blähungen, Kopfschmerzen, Schwindelanfällen, Herzklopfen, Leber- und Gallenleiden, sind von mir direct und von den bekannten Apotheken, 100 Stück für 1 Mark, mit Gebrauchs-Anweisung u. Attesten, zu erhalten. Man achte genau auf das Zeichen I. H. S. (mit einem Kreuz über dem H) und die Firma: **Fr. Fromm,** Hirschapotheke in Paderborn.
Ihre Urbanuspillen haben sich glänzend bewährt. Pfarrer **Walter** in Angefahr bei Kirchhain, Hessen.
Ihre Urbanuspillen haben bei meinem langjährigen Magenleiden eine ausgezeichnete Wirkung gethan, daß ich nach deren Gebrauch mich so wohl fühle, wie noch nie. Selbst die so gerühmten R. Brandtschen Schweizerpillen griffen meinen Magen an und waren nicht im Stande, das alte Uebel zu heben. *
W. Danz, Lehrer in Hottenstein b. Barmen.
Hauptdepot: Berlin C., Eichhornapotheke, Kurstr. 34/35.
Victoria-Apotheke, Friedrichstraße 19.

Federn.
Regelmäßige Abnehmer für größere Posten **Hühner-, Puten-, Enten- & Gänse-Federn** erwünscht.
Geflügel- & Mast-Anstalt
S. Cassel, Stolp i. Pom.

Helle Bür.- resp. Arb.-Räume z. vm. Kochst. 3. *

Gummi-Waaren aller Art, neueste u. feinste französ. Artikel empf. en gros et détail die Fabrik von **W. Krahl,** Berlin, Friedrichstr. 27. Katalog gratis.

Hafergrütze.
Ostpreuß. Hafergrütze von schönem Geschmack, sehr schleimhaltig und nahrhaft, für den Familientisch wie für Kranke sehr zu empfehlen, liefert 9 Pfund franco gegen Nachnahme von Mk. 4,00. **Auguste Reinert, Labiau i. Ostpr.**

In Berücksichtigung der stark zurückgegangenen Kaufkraft der Forst- und Landwirthe bewilligen wir auf Wunsch für das Frühjahr:
50 % Rabatt für Kirschbäume,
20 % für Aepfelbäume, Zwergobst, Forstgehölze u. geringe Parkgehölze.
Cataloge zu Diensten. Ueber 3000 Sorten in Cultur. Vorrath enorm.
Baumschulen Zoeschen b. Merseburg.

Kl. Wohn., 3 Z. u. Zub., z. 1. April z. vm. Kochstr. 3. *

Hauptagentur.
Eine der angesehensten und ältesten deutschen Lebens-Versicher.-Gesellschaften wünscht in **Berlin** noch eine Haupt-Agentur (mit laufender Incassoprovision außer der Abschlußprovision) zu errichten, dieselbe jedoch nur an eine Persönlichkeit zu vergeben, welche Neigung hat, sich energisch für den Abschluß neuer Versicherungen in den Kreisen der besseren Gesellschaft zu interessiren. Die betr. Versich.-Gesellschaft ist in Berlin bestens eingeführt. Offerten unt. **J. T. 7789** befördert **Rudolf Mosse, Berlin SW.** *

Meine i. **Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Schlochau, gelegenen Güter**
Baerenwalde und Ruthenburg
beabsichtige ich zu verkaufen. Die Güter liegen an einer Chaussee, die zu dem ¼ Meile entfernten Bahnhof Baerenwalde führt, sind 100jähriger Besitz und empfiehlt sich Baerenwalde durch seine Lage in hübscher Umgebung besonders als Wohnsitz, die Bevölkerung der Gegend ist katholischer und evangelischer Religion. Katholische Kirchen sind in den nächsten Städten in ½ Stunde Eisenbahnfahrt zu erreichen. — Selbstkäufern gebe ich specielle Auskunft. *
von Zitzewitz,
geb. **von Brunn.**

Ein Engros-Geschäft in Tüchern m. ausged. Kundschaft beabsichtigt dasselbe durch Jupons- und Schürzen-Fabrikation zu vergrößern. Es wird für **Berlin** ein **Fachmann m. Capital als Socius** gesucht. Off. u. **J. T. 7860** an **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Ein fein gebildetes Mädchen, Tochter eines höheren Beamten, **sucht Stellung als Repräsentantin oder auch Stütze der Hausfrau,** unter bescheidenen Ansprüchen; wissenschaftlich wie wirthschaftlich tüchtig, musikalisch, sehr kinderlieb.
Adr. u. **J. N. 7855** an d. Exp. d. Bl. *

E. strebs. Kaufm., 30 Jahre alt, mit besten Ref. u. e. kl. s. erspart. Verm., der e. nachweislich sehr gutes Geschäft, m. e. sich. Eink. von 8000 Mark, günstig übernehmen kann, wünscht die Bekanntschaft einer wirthschaftl. Dame m. einem disp. Verm. von 10,000 M. behufs Verheiratung zu machen. Nur **ernst gemeinte** Offerten wolle man vertrauensvoll unt. **J. S. 7859** an die Exped. d. Bl. gel. lassen. Strengste Discretion zugesichert.

Herrsch. Wohng., 8 Z., Balkon u. Zub., sofort preiswerth zu vermieth. Kochstr. 3. *

PROSPECT.

4½ procentige Prioritäts-Anleihe

der

Oesterreichischen Local-Eisenbahn-Gesellschaft.

Emission

von 5,000,000 Gulden Oesterr. Währ. in Noten dieser Anleihe,

innerhalb 60 Jahren, also bis 1945, im vollen Nennwerthe in Gulden Oesterr. Währung in Noten rückzahlbar.

Der Verwaltungs-Ausschuß der **Oesterreichischen Local-Eisenbahn-Gesellschaft** wurde in der dritten ordentlichen General-Versammlung der Actionäre vom 8. Mai 1883 ermächtigt, über Genehmigung der hohen Staats-Verwaltung behufs Ausführung des Bau-Programms, welches in der General-Versammlung vom 26. Mai 1884 unter specieller Bezeichnung der dasselbe umfassenden Localbahnen bekannt gegeben wurde, eine 4½ procentige Prioritäts-Anleihe bis zum Nominal-Betrage von 10,000,000 Gulden Oesterr. Währung in Noten nach Maßgabe des Geldbedarfs zur Emission zu bringen, welche mit 4½ pCt. p. a. zu verzinsen und in längstens 60 Jahren zu tilgen ist und deren Ausgabe der Genehmigung der hohen Staats-Verwaltung unterliegt.

Der Verwaltungs-Ausschuß hat auf Grund dieser Ermächtigung beschlossen, von dieser Anleihe 5,000,000 Gulden Oesterr. Währ. in Noten zu emittiren, um aus deren Erlöse zunächst die Localbahn von Weißkirchen über Wallachisch-Meseritsch nach Wsetin mit Flügel nach Roznau und in Gemeinschaft und zur Hälfte mit der K. K. priv. Oesterr. Länderbank in Wien die Localbahn von St. Pölten nach Tulln zu bauen.

Für die pünktliche Zahlung der Zinsen und Tilgungs-Raten dieser Anleihe von 5,000,000 Gulden Oesterr. Währ. in Noten haften simultan die im Eisenbahnbuche des K. K. Landes-Gericht, Prag, für die **Oesterreichische Local-Eisenbahn-Gesellschaft** inneliegenden Eisenbahnlinien und zwar **zur ersten Stelle**

die Linie von Czaslau nach Zavratec mit Abzweigung, und von Czaslau nach Mocovic zusammen	24	Km. lang
von Chodau nach Neudek	14	„ „
„ Königshan nach Schatzlar	6	„ „
„ Olmütz nach Czellechowitz	36	„ „
„ B. Leipa nach Niemes	21	„ „
„ Kaschitz nach Schönhof } „ Schönhof nach Radonitz }	16	„ „
„ Elbogen nach Neusattl mit Flügel nach Graufan	5	„ „
und von Weißkirchen (Pohl) nach Wsetin mit Flügel nach Roznau	50	„ „

nebst demjenigen zum Betriebe dieser Linien gehörigen festen und beweglichen Materiale, welches als Bestandtheil der bücherlichen Einheit den Prioritäts-Gläubigern zu haften hat unter Wahrung der für jede einzelne dieser Linien geltenden Concessionsbestimmungen. Für die pünktliche Zahlung der Zinsen und Tilgungs-Raten haften überdies die Gesammt-Einnahmen der obigen Linien der **Oesterreichischen Local-Eisenbahn-Gesellschaft.**

Das Nominal-Anlage-Capital der vorgenannten Localbahnen, welche die hypothekarische Bedeckung des zur Emission gelangenden Prioritäts-Anlehens von Fl. 5,000,000 Oesterr. Währ. bilden, beträgt über Fl. 10,000,000 Oesterr. Währ., das Nominal-Anlage-Capital der eingeräumten Pfand-Objecte demnach mehr als das Doppelte des Nominal-Betrages des Prioritäts-Anlehens.

In vollem Betriebe befinden sich gegenwärtig folgende Localbahnen der Gesellschaft:

von Czaslau nach Zavratec mit Abzweigung, und von Czaslau nach Mocovic, zusammen	24	Km. lang
„ Chodau nach Neudek	11	„ „
„ Königshan nach Schatzlar	6	„ „
„ Olmütz nach Czellechowitz	36	„ „
„ B. Leipa nach Niemes	21	„ „
„ Kaschitz nach Schönhof } „ Schönhof nach Radonitz }	16	„ „
„ Elbogen nach Neusattl mit Flügel nach Graufan	5	„ „
„ Smidar nach Hochwessely	8	„ „
„ Cellakovic einerseits nach Brandeis a./E., andrerseits nach Mochow	12	„ „
„ Ungar. Hradisch nach Ungar. Brod	21	„ „
und die Theilstrecke von Weißkirchen nach Krasna der Weißkirchen-Wsetiner Localbahn	25	„ „
zusammen	188	Kilometer,

während die Fortsetzung von Krasna nach Wsetin mit Flügel nach Roznau der Vollendung entgegengeht und bis 1. Mai a. c. dem Betriebe übergeben werden wird. Die Localbahn von St. Pölten nach Tulln ist im Bau und deren Betrieb wird voraussichtlich am 1. September d. J. eröffnet werden.

Das Actien-Capital der **Oesterreichischen Local-Eisenbahn-Gesellschaft** beträgt nom. 10,000,000 Gulden Oesterr. Währ. Auf dasselbe wurde im Jahre 1883 als reiner Ueberschuß der Betriebs-Einnahmen über sämmtliche Betriebs-Ausgaben hinaus die Summe von Fl. 417,676,45 Oesterr. Währ. ins Verdienen gebracht und außerdem noch Fl. 149,745,37 Oesterr. Währ. als Zinsen auf den im Bau noch nicht investirten Capitalstheil vereinnahmt. Die Kosten des Betriebes und der Erhaltung der gesellschaftlichen Localbahnen betrugen im Jahre 1883 38,49 pCt., die allgemeinen Verwaltungskosten 6,14 pCt. der Transports-Einnahmen. Die Betriebs-Einnahmen und Ausgaben für das Jahr 1884 sind wegen der Abrechnungen mit den Nachbarbahnen noch nicht festgestellt, indeß wird der reine Betriebs-Ueberschuß hinter dem des Jahres 1883 keinesfalls zurückstehen. Die provisorisch ermittelten Brutto-Jahres-Einnahmen aus dem Bahnbetriebe pro 1884 betragen 693,054 Fl.

Die Einnahmen des gesammten Netzes der **Oesterreichischen Local-Eisenbahn-Gesellschaft** betrugen in den Monaten Januar und Februar des laufenden Jahres Fl. 124,988 Oesterr. Währ. gegen 106,092 Fl. im Jahre 1884.

Im Jahre 1884 waren innerhalb dieser Periode im Betrieb 163 Km., im Jahre 1885 188 Km., so daß die Einnahme per Kilometer im Jahre 1884 = 651 Fl., im Jahre 1885 = 665 Fl. betrug, was einer Steigerung der Einnahmen um 2,15 pCt. entspricht, wodurch die stetig fortschreitende Entwickelung der gesellschaftlichen Linien constatirt wird.

Die bis Ende 1883 angesammelten Gesammtreserven der Gesellschaft belaufen sich auf die Summe von:

Fl. 403,767. 35 Kr.

Die Bilanz der **Oesterreichischen Local-Eisenbahn-Gesellschaft** per Ende 1883 stellt sich wie folgt:

Activa.

	Oesterr. Währ. Fl.	Kr.	Oesterr. Währ. Fl.	Kr.
1. **Anlage-Conto** der im Betrieb befindlichen normalspurigen Localbahnen incl. der zum Bahnbestande gehörigen Fahrbetriebsmittel nebst Inventar und der Drahtseilbahn Prachowic			8,159,364	20
2. **Kalksteinbruch Prachowic** nebst Inventar			21,529	05
3. **Transportable Schmalspurbahnen**			968	28
4. **Conto der im Bau begriffenen** normalspurigen Localbahnen			1,183,546	51
5. **Concessionsmäßig** zum Bahnbestande gehörige **Fahrbetriebsmittel** der im Bau begriffenen Localbahnen			141,758	75
6. **Nicht zum Bahnbestande** gehörige **Fahrbetriebsmittel** und Reserven			459,390	84
7. **Conto der Telephon-Leitungen** und **Telegraphen**			18,344	19
8. Allgemeines **Inventar-Conto**			15,398	81
9. Allgemeines **Material-Conto**			76,365	89
10. **Cassa-Bestände**			29,438	26
11. **Debitoren**				
Bank-Guthaben	1,237,819	91		
Saldo laufender Rechnungen	49,734	69	1,287,554	60
		Fl.	11,393,659	38

Passiva.

	Oesterr. Währ. Fl.	Kr.	Oesterr. Währ. Fl.	Kr.
1. **Actien-Capital** St. 50,000 Actien à Fl. 200			10,000,000	—
2. **Capitalbetheiligung** der priv. Oesterr.-Ungar. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft			394,953	70
3. **Reserven** (incl. Zuweisung de 1883)				
Reservefonds der Gesellschaft			352,830	62
Erneuerungsfonds			50,936	73
4. **Conto unbehobener Actien-Dividenden**			672	—
5. **Dividenden** 5½ pCt. à Fl. 10,000,000	550,000	—		
Statutenmäßige **Tantièmen**	28,981	06		
Beitrag zum **Pensionsfonds** für die Angestellten der Gesellschaft	10,000	—		
Gewinn-Vortrag auf 1884	5,285	27	594,266	33
		Fl.	11,393,659	38

Prag, im März 1885.

Oesterreichische Local-Eisenbahn-Gesellschaft.

C. R. v. Wessely. **Schwind.**

Mit Bezug auf vorstehenden Prospect machen wir die Anzeige, daß wir die darin erwähnten **4½procentigen Prioritäts-Obligationen der Oesterreichischen Local-Eisenbahn-Gesellschaft**, welche auch in **Frankfurt a. M.**, **Wien** und **Prag** zur officiellen Notirung gebracht werden sollen, an

Dienstag, den 17. d. M.,

an der hiesigen Börse einführen und bis **zu diesem Tage, Mittags 12 Uhr,** Anmeldungen auf dieselben zum ersten Course von **78½ pCt.** Berliner Usance nebst Stückzinsen vom **1. October 1884** ab entgegennehmen werden.

Die Obligationen lauten über Fl. 200,— und Fl. 1000,— Oesterr. Währ.-Noten und sind mit Zins-Coupons per 1. April d. J. und folgenden versehen. Die Einlösung der Zins-Coupons und verloosten Stücke erfolgt außer

in Frankfurt a. M. bei **dem Frankfurter Bankverein,**
„ Wien bei **dem Bank- und Wechsler-Geschäft der Niederösterreichischen Escompte-Gesellschaft,**
„ Prag bei **der Böhmischen Unionsbank,**
auch in Berlin bei **den Unterzeichneten.**

Reduction und Zutheilung der Anmeldungen behalten wir uns vor.

Die Abnahme der zugetheilten Stücke hat bis Ende dieses Monats stattzufinden.

Berlin, im März 1885.

Born & Busse.

Verantwortl. Redakteur für den redaktionellen Theil: Dr. Hugo Zornow in Berlin. — Für den Inseratentheil: Paul Rüdiger in Berlin. — Druck u. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.